

Die große Gruselserie von Jason Dark

Kalis Würgertruppe

Band 855 ● 2,00 DM
Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 15
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Kalis Würgertruppe

John Sinclair Nr. 855

von Jason Dark

erschienen am 22.11.1994

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kalis Würgertruppe

»Jagt sie! Töten sollt ihr sie! Sie hat unser großes Heiligtum entweiht! Ein Frevel ohnegleichen!«

Die drei Männer hörten die Worte, und sie nickten synchron. Für sie waren die Sätze wie ein Evangelium. Dennoch hatte einer der dunkelhäutigen Gestalten einen Einwand. »Aber sie ist geflohen!«

»Na und?« peitschte die Stimme aus dem Dunkel.

»Was bedeutet das schon? Euch gehört die Welt! Ich will sie tot haben – verstanden?« Die drei Männer nickten wieder…

Beim Start der Maschine in Bombay war es gnadenlos heiß gewesen, doch nun, bei der Landung in London, fror Carol Deep, obwohl sie ein herrlicher Frühlingsabend empfing, der von einer seidenweich wirkenden Dämmerung begleitet wurde.

Die Passagiere der Air India waren allesamt guter Laune. Die meisten stammten sowieso aus Europa, und ihnen gefiel dieses Wetter eben besser als der Staub und die Hitze auf dem gewaltigen Subkontinent.

Von einer guten Laune konnte Carol Deep nicht sprechen. Bei ihr war das Gegenteil der Fall. Sie spürte eine tief sitzende und bohrende Angst. Nicht erst seit dem Landeanflug, schon vor dem Start war dieses Gefühl vorhanden gewesen. Sie glaubte, es soeben noch geschafft zu haben, aber die Männer, die ihr auf den Fersen waren, würden nicht aufgeben. Sie hatten ihr Netzwerk quer über die Welt gespannt. Dabei war ihnen das Geschlecht der Person egal.

Der Clipper war ausgerollt. Er stand bereits, die Passagiere hatten sich von ihren Plätzen erhoben. Auch Carol, die am Gang gesessen hatte. Links von ihr, auf dem anderen Gangplatz, stand ein Inder, ein hochgewachsener Mann. Für einen Moment erstarrte sie, als sie einen Blick in seine Augen warf. Sie sah dort einen Ausdruck, der sie tief erwischte. Dieser Mann hatte einen hypnotischen Blick, und Carol konnte nicht einmal feststellen, welche Farbe seine Pupillen aufwiesen. Sie waren dunkel, auch hell und gleichzeitig farbig. Seine Haare hatte der Mann unter einem weißen, kunstvoll geschlungenen Turban verdeckt. Das Gesicht zeigte eine für einen Inder sehr helle Bräune. Charmant lächelnd ließ er ihr den Vortritt.

Carol nickte verlegen. Sie hatte sich nicht einmal für diese Aufmerksamkeit bedankt, und sie fragte sich, ob dieser Mann zu ihren Feinden gehörte.

Vorstellbar war es schon, aber sie wollte nicht daran glauben.

Ohne sich umzudrehen, wußte sie sehr genau, daß er immer dicht hinter ihr blieb. Sie konnte seine Aura spüren, aber Carol widerstand der Versuchung, sich umzudrehen.

Mochten ihre Gegner noch so stark und mächtig sein. Daß man sie hier im Flugzeug oder am Flughafen umbringen würde, daran wollte sie einfach nicht glauben. Das war auch für die mächtige Gruppe zu riskant. Deshalb atmete sie auf, stellte sich innerlich darauf ein, wieder in der Heimat zu sein, und sie dachte an ihre Berichte, die sie mitgebracht hatte. Sie würden zwar nicht einschlagen wie eine Bombe, aber sie würden einige Menschen hoffentlich aus ihrer Lethargie aufwecken, damit das Problem endlich einmal an die Öffentlichkeit gelangte.

Und sie wollte anklagen, denn die großen Geschäftemacher hockten nicht nur in Indien, auch in London waren sie etabliert und verdienten sich durch den Handel mit Teppichen goldene Nasen.

Für einen Teppich, der für tausend Pfund verkauft wurde, mußte ein Kind mehr als einen Monat schuften, und das für einen Lohn, der nicht einmal fünf Pfund ausmachte, falls es überhaupt Geld bekam. Die Gesundheit ruinierte es sich sowieso.

Mit diesen Gedanken beschäftigte sich Carol Deep, als sie durch den Andocktunnel die Empfangshalle betrat. Es würden die üblichen Kontrollen ablaufen. Sie lauerte auf ein Telefon, würde anschließend in ihre Wohnung fahren und in aller Ruhe ein Bad nehmen.

Oder kontrollierten sie die Wohnung auch?

Zuzutrauen war es ihnen. Das Gefühl der Überlegenheit und der Sicherheit drängte sich zurück und schuf wieder der verfluchten Angst Platz. Sie mußte sich erst damit abfinden, in einer anderen Welt zu sein, obwohl sich die Flughäfen in allen Kontinenten irgendwie ähnelten.

Der Weg, den die Passagiere nehmen mußten, war vorgezeichnet.

Den hochgewachsenen Inder hatte Carol seit dem Ausstieg nicht mehr gesehen. Sie drehte sich auch nicht um und entdeckte ihn erst wieder, als die Pässe kontrolliert wurden, wobei sie sich darüber wunderte, wie höflich der Mann behandelt wurde. Er mußte schon etwas Besonderes sein, denn diese Höflichkeit kam nicht allen Passagieren zugute. Vielleicht war er ein Maharadscha oder ein wichtiger Politiker.

Jedenfalls war er vor ihr fertig. Als er ging, fing sie noch einen Blick von ihm auf. Carol wußte nicht, wie sie ihn deuten sollte. Sie kannte den Mann jedenfalls nicht. Oder galt er ihren blonden Haaren und der modischen Kurzhaarfrisur?

Carol war locker gekleidet. Das hellgraue Kostüm saß nicht zu eng, die Bluse unter der Jacke zeigte eine Brombeerfarbe, und der Rock endete dicht über den Knien.

Der Beamte schaute sich ihre Personalien an, nickte, gab ihr den Ausweis aber noch nicht zurück. »Sie sind Journalistin?« fragte er.

»Ja.«

»Müßte ich sie kennen?«

»Wenn Sie Radio hören, dann schon.«

»Nein, ich meine vom Fernsehen.«

»Sorry, da muß ich passen.«

»Trotzdem, Madam, willkommen in London!«

»Danke.«

Carol bekam den Ausweis zurück und konnte passieren. Das Gepäckband blieb ihr trotzdem nicht erspart. Dort sah sie auch den Inder wieder. Er hatte Glück. Sein Koffer lag als einer der ersten auf dem Band. Er schnappte ihn sich und eilte davon.

Sicherheitshalber hatte sich Carol einen Wagen besorgt. Sie war mit großem Gepäck gereist, dazu gehörte auch eine Fotoausrüstung und

einer der besten Camcorder der Welt.

Den Beamten vorhin hatte sie angelogen, denn ihr Bericht über das Elend würde nicht im Radio gesendet werden, diesmal lief er tatsächlich über den Bildschirm, und das zur besten Sendezeit. Darauf hätte sie sich eigentlich freuen können, wäre da nicht dieses bedrückende Gefühl gewesen, das sie nicht losließ.

Nicht jeder Passagier wurde kontrolliert, doch als sie mit dem Gepäckwagen erschien, leuchteten die Augen eines älteren Beamten regelrecht auf, und sie wurde zur Seite gebeten.

»Wenn Sie bitte öffnen würden, Madam.«

»Muß das sein?« stöhnte Carol.

»Ja, es muß sein.«

Der Beamte war nicht einmal so freundlich, ihr zu helfen. Sie mußte die einzelnen Gepäckstücke auf einen Tisch legen, und natürlich bekam der Mann große Augen, als er die Elektronik sah, die Carol mit sich herumschleppte.

Bevor er eine dumme Frage stellen konnte, gab sie eine Erklärung.

»Diese Kameras sind mein Arbeitsmaterial. Ich bin Journalistin von Beruf und habe in Indien gearbeitet.«

»Aber ich habe doch gar nichts gesagt.«

»Sorry.«

»Nur den Koffer, bitte.«

»Welchen? Es sind zwei.«

»Den großen.«

»Wie sie wollen.« Arschloch, dachte Carol. Wahrscheinlich gefällt ihm die rote Farbe und auch die vielen Aufkleber. Oder er ist einfach nur geil darauf, meine Wäsche zu sehen. Sie fühlte sich ausgelaugt und fertig, der lange Flug hatte sie mitgenommen. Jetzt noch diese nervige Kontrolle über sich ergehen lassen, war wirklich die absolute Härte.

Carol öffnete die Schlösser und drehte den Koffer so, daß sein Vorderteil zu dem Beamten hinwies. Dann zog sie den Deckel hoch.

Gleichzeitig bewegte der Mann seinen Kopf nach vorn, als könnte er es nicht erwarten, einen Blick in den Koffer zu werfen.

Der Deckel klappte hoch – und dann passierte es.

Plötzlich war die Schlange da. Sie sah aus wie ein Band, das sich durch das Öffnen des Deckels gelöst hatte und in die Höhe schnellte. Der Beamte wich nicht schnell genug zurück. Zudem hatte er vergessen, den Mund zu schließen, und die mittelfingerdicke Schlange fand zielsicher ihren Weg zwischen seinen Lippen hindurch…

***

Carol Deep wurden zwei Dinge zugleich klar. Zum ersten, daß sie ein unwahrscheinliches Glück gehabt hatte, denn hätte sie den Koffer

geöffnet, wäre sie erwischt worden. Zum zweiten stand fest, daß ihre Feinde nicht aufgegeben hatten. Sie hatte in das Nest hineingestochen und die Wespen aufgescheucht.

Über den Kofferraumdeckel hinweg starrte sie den Beamten an. Es war den anderen Passagieren nicht aufgefallen, weil Carol und der Kontrolleur abseits standen. Hinter ihrem Rücken lief der normale Betrieb weiter, vor ihr aber erlebte sie das Grauen.

Der Mann würgte. Er bot ein schlimmes Bild. Die Schlange hatte sich durch seinen Mund in den Rachen hineingeschoben. Das Gesicht sah aus wie eine schweißbedeckte Karikatur. Zur Hälfte schaute das Tier noch aus dem Mund hervor, glitt aber mit schnellen, zuckenden Bewegungen weiter und war plötzlich ganz verschwunden.

Carol preßte eine Hand auf ihren Mund. Das Bild vor ihr war so schrecklich, daß sie es nicht sehen wollte. Aber sie konnte nicht anders, der Boden hielt sie fest, und so glotzte sie den Mann an, der die Schlange in seinem Körper spürte.

Auch Carol konnte das Tier nicht sehen. Ihre Phantasie gaukelte ihr eine Durchsichtigkeit des Körpers vor. Die Schlange hatte längst den Magen erreicht. Dort bewegte sie sich, vielleicht fraß sie auch, und für Carol war sie kein normales Tier. Dieses glatte Wesen mußte mit dem Teufel persönlich im Bunde stehen oder von einem Dämon besessen sein. Es hatte die Magie eines fremden Landes mit auf diesen Flughafen gebracht.

Der Mann hatte sich nicht halten können. Er war nach vorn gefallen und kniete am Boden. Beide Hände vor seinen Leib gepreßt, als wollte er fühlen, wo sich die Schlange bewegte.

Im nächsten Augenblick erlebte das Grauen noch eine Steigerung.

Die Hände des Mannes konnten sich dem Druck nicht mehr entgegenstemmen. Von innen her brach das Verhängnis aus seinem Körper hervor. Er platzte auf, und endlich drang ein Schrei aus seinem Mund, wie Carol ihn noch nie gehört hatte.

Plötzlich war alles anders. Die Wirklichkeit zuckte wie ein schnell laufender Film an ihr vorbei. Sie erlebte das Geschrei auch der anderen Menschen, die herbeirannten, und sie sah den Mann, der sich am Boden wälzte und der es auch nicht mehr schaffen würde, sein Leben zu retten, denn der Körper war aufgebrochen.

Carol wandte sich ab. Auch ihre Bewegungen kamen ihr vor wie im Zeitlupentempo. Sie wollte nicht mehr hinschauen und sah deshalb nicht, wie die Schlange in die Höhe schnellte.

Schreie umtanzten ihre Ohren. Helfer waren in der Nähe, nur wußten sie nicht, wie sie sich verhalten sollten. Auf irgendwelche Terroristen waren sie eingestellt, aber nicht auf killende Schlangen.

Das Tier hatte noch nicht genug. Es sauste über den geöffneten Koffer hinweg, immer auf der Suche nach dem Opfer, und Carol wich zurück.

Plötzlich wurde ihr klar, daß sie keinen Traum erlebte.
Das hier war Wirklichkeit, auch wenn es auf sie wie ein Film wirkte.
Brutale Realität, in der sie wieder zum Mittelpunkt werden sollte.
Sie bewegte zuckend den Kopf. Sie erkannte bewaffnete Männer in Uniformen, aber sie hörte keine Schüsse. Das Ziel war einfach zu schlecht zu treffen.
Plötzlich stand der hochgewachsene Inder aus dem Flugzeug neben ihr. Sie hatte ihn nicht gesehen, er war einfach da, als hätte er sich materialisiert, und er griff blitzschnell zu.
Das grünbraune Geschöpf hing in seinem Griff wie ein elektrisch geladenes Band. Er hatte das Tier dicht unter dem Kopf zu fassen bekommen, mit der anderen Hand umfaßte er sein Ende, und plötzlich ruckten seine Arme auseinander.
Nicht nur sie, auch der Schlangenkörper konnte dieser gewaltigen Kraft nichts entgegensetzen. Er wurde mitten in der Luft zu zwei Hälften zerrissen, die der Inder zu Boden schleuderte und zertrat.
Carol Deep wußte nicht, was sie denken sollte. Sie stand wachsbleich auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Begreifen konnte sie es erst recht nicht, und sie kam sich vor wie jemand, der aus einem tiefen Traum erwacht war. Erst allmählich kehrte sie zurück in die Wirklichkeit. Die Bilder wurden klar, als wäre eine Optik scharf gestellt worden.
Ihr wurde übel. Sie taumelte zurück und wäre gefallen, hätte sie der Inder nicht aufgefangen. Er sprach auf sie ein. »Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, es ist vorbei.« Das Englisch klang akzentfrei, die Stimme paßte zu ihm, sie vermittelte Carol eine Sicherheit, die sie aufatmen ließ.
Was in ihrer Umgebung geschah, bekam sie nur am Rande mit. In diesem Bereich des Zolls wimmelte es von Uniformierten. Sie sah den Stahl der Waffen, aber auch Menschen in hellen Kitteln, die sich um den Beamten kümmerten.
Der Inder wollte sie wegziehen, aber Carol schüttelte den Kopf.
»Nein, nein, ich muß wissen, was mit dem Mann geschehen ist.«
»Er lebt nicht mehr.«
»Das wissen Sie?«
Er schaute sie an und nickte.
»Woher? Wie konnte das passieren…?«
»Später, alles später.«
Carol hatte sich wieder so weit gefangen, daß sie ihren Retter anschauen konnte. Ihr Reportergehirn arbeitete bereits, und sie kam zu dem Entschluß, daß diese Rettung und das Zusammentreffen kein Zufall gewesen waren. Der Fremde war für sie ein Beschützer gewesen. Er hätte eigentlich längst durch den Zoll gewesen sein müssen, aber er war zurückgekommen, stand nun neben ihr und lächelte.

»Nun, ich werde mich bei Ihnen bedanken müssen, aber Sie werden verstehen, daß Ihr Erscheinen hier gleichzeitig einige Fragen bei mir aufgeworfen hat.«

»Sicher, Madam.« Er war sehr höflich.

»Darf ich fragen, wer Sie sind? Ich sage Ihnen meinen Namen gern. Ich heiße Carol Deep.« Es kam ihr so vor, als wäre der Name nichts Neues für ihn.

Er deutete eine Verbeugung an. Wieder schimmerten seine Augen in einer für Carol nicht zu identifizierenden Farbe. »Ich heiße Mandra Korab, Madam…«

***

Für den Beamten hatte es keine Rettung mehr gegeben. Er war eines schrecklichen Todes gestorben, die Schlange hatte sich in seinem Körper benommen wie ein Piranha, und mehr hatte der Mann Carol nicht erklären brauchen.

Wer er war, wußte Carol nicht. Sie und Mandra Korab waren in ein Büro gebracht worden, vor dessen Tür sich anschließend ein Wachtposten aufgebaut hatte. Die Breite eines Schreibtischs trennten Carol Deep und den Beamten. Der Inder stand wartend im Hintergrund.

Klein, eine Halbglatze, ein blauer Anzug, eigentlich ein harmloser Typ, wären da nicht die Augen gewesen. Sie blickten sehr scharf, beinahe sezierend. Carol sah, daß auf den Handrücken des Mannes kleine, dunkle Haarbüschel wuchsen, und sie konnte sich vorstellen, daß der ganze Körper ähnlich behaart war. Eine Vorstellung, die sie schaudern ließ. Der Mann hatte sich als Gideon Scott vorgestellt, mehr nicht. Seine Berufsbezeichnung hatte er weggelassen, doch Carol konnte sich vorstellen, daß Scott der Chef irgendeiner Abteilung für die Sicherheit des Flughafens war. Es interessierte sie nicht einmal sonderlich. Ihre Gedanken drehten sich mehr um den Inder, ihren Lebensretter. Über dessen geheimnisvolles Flair machte sie sich mehr Gedanken.

Scott aber übernahm das Wort. »Es ist Ihnen doch klar, daß ich einige Fragen an Sie habe, Miß Deep?«

»Ich kann es mir denken.«

»Gut.« Er lächelte, was der Frau nicht gefiel. Es kam ihr hinterrücks vor. Sie traute ihm nicht, wie auch den folgenden Worten nicht. »Unser Gespräch zunächst einmal unter sechs Augen. Ich habe kein Band mitlaufen lassen, denn ich denke, daß wir die Aufarbeitung der Vorgänge zunächst einmal unter uns regeln sollten. Ihre Personalien sind mir ja bekannt, und es ist mein Job, mich um die Sicherheit des Flughafen-Areals zu kümmern, was nicht immer ganz einfach ist.«

»Das kann ich mir denken, Mr. Scott. Bevor ich beginne, möchte ich

gern anrufen.«
»Wo?«
»Bei meiner Redaktion.«
Scott hob die Augenbrauen. »Ach ja, Sie sind Reporterin oder Journalistin und arbeiten für einen Sender.«
»So ist es.« Carol wußte, daß ihr Vorschlag nicht auf Begeisterung gestoßen war, und das zeigte Scott auch.
»Ich denke nicht, daß es gut ist, wenn Sie jetzt telefonieren. Gewisse Dinge sollten wir doch unter uns ausmachen. Wir sind zwar ein freies Land, aber nicht alles sollte sofort ans Licht der Öffentlichkeit getragen werden.«
»Sie haben mich falsch verstanden«, widersprach die Frau. »Ich will da keinen Bericht abspulen. Ich möchte nur Bescheid sagen, daß ich wieder im Lande bin. Man weiß, mit welcher Maschine ich gelandet bin, und dieser Vorfall auf dem Flughafen wird sich schnell herumgesprochen haben. Man wird ihn mit mir in einen Zusammenhang bringen. Das wird nicht ausbleiben, Mr. Scott.«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Also kein Anruf?«
»Gedulden Sie sich noch.«
Carol war sauer. Sie gehörte zu den Menschen, die nie nachgeben und stets nachhakten. Das Thema, dessentwegen sie nach Indien gereist war, gehörte zu den brisanten. Der Bericht sollte die Menschen wachrütteln. Daß sie bereits jetzt daran gehindert wurde, das gefiel ihr überhaupt nicht.
»Es ging wohl um Sie, Miß Deep.«
»Das denke ich auch.«
»Können Sie sich vorstellen, wer Ihnen nach dem Leben trachtete?«
Carol mußte lachen, als sie die Frage hörte. »Ja und nein, Mr. Scott. Da gibt es eine ganze Menge Menschen, denen ich auf die Füße getreten bin. Es ist eine verfluchte Mafia, und die sitzt nicht nur in Italien, die hat ihre Fühler auch bis nach Europa ausgestreckt. Und dieser Mafia bin ich auf der Spur gewesen.«
Scott gab sich gelassen. »Es ist heute modern, sofort von einer Mafia zu sprechen, da brauche ich Ihnen wohl keine nähere Erklärung geben, aber könnten Sie mir dabei auf die Sprünge helfen? Welche Mafia würde denn Ihrer Ansicht nach existieren?«
»Es geht um ein schmutziges Geschäft. Um Teppiche und um Kinderarbeit.«
Scott räusperte sich. »Sie meinen die Teppichknüpfer?«
»Ja, die meine ich, Mr. Scott. All die Kinder, Jungen und Mädchen, die in den Fabriken hocken und schon in jungen Jahren zu Krüppeln gemacht werden, damit gewisse Kunden hier in Europa billig an handgeknüpfte Teppiche herankommen. Es ist jetzt nicht der richtige

Zeitpunkt, Sie mit Einzelheiten zu bombardieren. Mein Bericht wird, so hoffe ich, die Menschen auf die Problematik aufmerksam machen.«

»Verstehe…«

»Wirklich, Mr. Scott?«

»Sagen wir, ich versuche, Sie zu verstehen. Ich gehe einen Schritt weiter. Diese Teppichmafia hat also dafür gesorgt, daß die Schlange in Ihren Koffer gelangte?«

»Davon gehe ich aus.«

Scott überlegte oder tat zumindest so, da war sich die Frau nicht sicher. »Warum sollte sie das getan haben, Miß Deep? Hätte diese Organisation nicht andere Möglichkeiten gehabt, sie schon auf dem Subkontinent auszuschalten?«

»Hätte sie schon gehabt«, gab die Frau zu. »Wahrscheinlich aber bin ich zu schnell gewesen. Ich bin ihnen entwischt, bevor sie zuschlagen konnten.«

»Aber nicht der Schlange.«

»Es ist für eine Organisation wie diese relativ einfach, an den Koffer eines Reisenden zu gelangen. Zudem ist London von Indien weit weg, da wären einige Personen aus dem Schneider.«

»Aber sie sagten doch, daß die Spuren bis nach Europa reichen, Madam.«

»Das stimmt.«

»Wissen Sie Namen?«

Carol spürte die Spannung des Mannes, die sich auch in seiner Haltung ausdrückte. Sie lächelte ihn kalt an. »Ja, ich weiß Namen, aber ich werde mich hüten, Ihnen einen zu nennen. Noch ist nichts bewiesen. Ich werde auch in Zukunft recherchieren müssen, und ich werde dazu nicht erst nach Indien fliegen, sondern hier in London die Spur aufnehmen.«

»Allein?« Die Frage klang spöttisch. »Ohne irgendwelche Helfer?«

»Wenn Sie dabei auf die Polizei spekulieren, ich weiß es noch nicht. Aber hier fühle ich mich sicherer, und mein Sender wird alles bereitstellen, um mir die Sicherheit zu garantieren.«

Scott nickte, ohne überzeugt zu sein. »Kommen wir mal auf die Schlange zu sprechen, Madam.«

»Bitte.«

Er verzog die Stirn. »Ich bin kein Zoologe, ich kenne mich nicht aus, aber ich meine doch, daß Schlangen normalerweise anders reagieren, wenn sie angreifen. Sie springen oder gleiten nicht in die Münder der Menschen, um diese dann von innen her zu töten. Das ist für mich unwahrscheinlich, fast unglaublich. Wieso reagieren Schlagen auf diese Art und Weise? Hat man sie dressiert?«

»Auf gewisse Art und Weise schon.«

»Was heißt das?«

»Es sind magische Tiere. Oder Tiere, die unter einem besonderen magischen Schutz stehen. Indien ist nicht Großbritannien. Indien ist ein Land der Geheimnisse, der Mystik. Dort gelten andere Religionen und andere Gesetze.«

»Auch für Schlangen?« unterbrach der Mann sie skeptisch.

»Auch für Schlangen.«

»Ich denke, die Lady hat recht.« Zum erstenmal meldete sich der im Hintergrund stehende Inder. Er trat bei seinen Worten nach vorn. Carol drehte sich auf ihrem Stuhl um. Sie schaute Mandra Korab zu und dachte daran, daß sie noch nie einen Menschen gesehen hatte, der so leise gehen konnte. Er schien beinahe zu schweben.

»Ach, Sie glauben auch daran?«

Korab blieb neben dem Schreibtisch stehen. »So ist es. Diese Schlange steht unter dem magischen Bann der Göttin Kali, sage ich Ihnen, ohne zunächst auf Einzelheiten einzugehen.«

»Von dieser Person hörte ich.« Scott sprach mit der Überheblichkeit eines Kolonialbriten aus dem letzten Jahrhundert.

Mandra Korab ließ sich nicht beirren. »Die Schlange ist wichtig, Mr. Scott. Sie ist etwas Böses, und sie gehört auch zu Parwati wie die Kette aus Menschenköpfen.«

»Wer ist das denn schon wieder?«

»Der ursprüngliche Name der Göttin Kali.«

»Ach so.«

»Sie sollten es nicht so einfach abtun, Mr. Scott. Kalis Einfluß hat sich über lange Jahrhunderte hinweg gehalten. Es gibt ihre Diener heute noch. Sie werden Thugs oder Tongs genannt. Sie sind vorhanden, gerade in letzter Zeit haben sie sich wieder formiert. Sobald ein Land politisch nicht mehr so stabil ist und innerhalb seiner selbst Kriege entstehen, die zu weiteren Unruhen führen, ist das für Geheimbündler ein idealer Nährboden. Lassen Sie sich es gesagt sein, Mr. Scott, und weisen Sie es nicht zu weit von sich.«

»Kommen wir nicht vom Thema ab?«

»Warum?«

»Ich habe gedacht, es geht um Kinderarbeit.«

»Darum geht es wohl auch, wie Carol Deep Ihnen gesagt hat. Aber schließt das eine das andere denn aus?«

Gideon Scott lächelte. »Ich denke mal, daß es Ihr Problem ist. Ich habe es hier mit einem verdammten Mord zu tun, der mir einige Rätsel aufgibt. Ich weiß, wer Sie sind, Mr. Korab. Ich denke auch, daß Sie einen entsprechenden Einfluß haben, aber auch Sie müßten sich dafür interessieren, daß dieser Fall aufgeklärt wird. Daß dies nicht mehr in meinen Händen liegen wird, sollte Sie nicht mehr berühren. Ich werde diesen Fall abgeben müssen.«

»Das ist klar.«

»Meine Kollegen von Scotland Yard werden sich möglicherweise damit beschäftigen.«
»Ich würde es mir wünschen.«
»Warum?«
»Ein sehr guter Freund arbeitet dort. Ich hatte sowieso vor, ihn zu besuchen.«
»Darf man den Namen erfahren, Mr. Korab?«
»Gern, er heißt John Sinclair.«
Nicht nur Scott schaute auf, auch die Frau. Beide konnten mit dem Namen etwas anfangen. Scott räusperte sich. »Sie meinen wahrscheinlich einen John Sinclair, der auch Geisterjäger scherzhaft genannt wird?«
»So ist es.«
»Da haben Sie dann den richtigen. Ich habe einige Male indirekt mit ihm auf dem Flughafen zu tun gehabt, denn dieses Areal ist oft genug ein Anziehungspunkt für Geister. Wenn Sie so denken, wie Sie es mir gesagt haben, dann ist John Sinclair wohl genau der richtige Mann für Sie.«
»Das meine ich auch.«
»Darf ich davon ausgehen?« fragte Carol, »daß Sie mich hier nicht länger festhalten wollen?«
»Das dürfen Sie.« Als er ihre Verwunderung sah, schränkte er sofort ein. »Natürlich werden Sie sich zur Verfügung halten müssen, aber das ist nicht mehr meine Sache, sondern die der Kollegen. Wie und ob Sie Ihren Bericht ausstrahlen, ist auch nicht meine Angelegenheit, aber ich werde ja davon hören.«
»Dann kann ich jetzt gehen?«
»Dem steht nichts im Wege.«
Carol stand auf. Auch Scott erhob sich. Er reichte ihr die Hand, die sie etwas zögernd annahm. »Sie haben Glück gehabt, Miß Deep, sogar sehr viel Glück, aber vertrauen Sie nicht darauf, daß es Sie ein ganzes Leben lang begleiten wird.«
»Und was wollen Sie damit sagen, Mr. Scott?«
»Daß Sie möglicherweise die Recherchen auf eigene Faust abbrechen sollten, wenn es tatsächlich hart auf hart kommt.«
»Wir werden sehen.«
Scott schaute ihr nach, wie sie zur Tür ging. Mandra Korab verabschiedete sich noch. Was die beiden Männer miteinander sprachen, hörte sie nicht, denn Carol war froh, aus dem Büro zu kommen, und sie ging auch einige Schritte von dem Wachtposten weg. Tief atmete sie durch. Dabei kam sie sich vor wie eine Person, an der der Kelch soeben noch einmal vorbeigegangen war.
Die Journalistin wußte, daß der Fall nicht beendet war. Nach wie vor steckte sie mittendrin. Es spielte auch keine Rolle, wer ihr die

Schlange in den Koffer geschmuggelt hätte, sie war davon überzeugt, daß man sie auch in London unter Kontrolle hielt. Der Arm der Organisation reichte tatsächlich weit, und sie wußte auch, daß sie sich verdammt vorsehen mußte, denn die Killer waren gnadenlos, und sie hatten auch hier in London eine Anlauf stelle.

Adsam Rasani!

Das war der Mann, der in Europa die Fäden zog. Der Inder, der in London hockte und als einer der größten Teppich-Importeure des Kontinents galt. An ihn würde sie sich halten müssen. Beweisen konnte sie nichts, doch Carol glaubte daran, daß er den Befehl aus Indien erhalten hatte, ihr auf den Fersen zu bleiben.

Sie drehte sich um, als die Tür wieder geöffnet wurde. Der Inder verließ das Büro und lächelte ihr zu. »So, das hätten wir hinter uns«, sagte er leise.

Carol schaute ihn an. »Es ist seltsam«, sagte sie, »aber ich habe den Eindruck, daß Sie daran gedreht haben.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Daß ich hier stehe und nicht bewacht werde. Normalerweise hätte man mich dabehalten. Die Verhöre hätten sich hingezogen, und sie wären auch nicht von einem Typen wie Scott geführt worden. Könnte ich mit meiner Vermutung recht haben?«

Der Inder lächelte nur geheimnisvoll. Er ging auch nicht auf Carols Frage ein, sondern schlug vor, mit ihr eine Tasse Kaffee trinken zu gehen.

Sie überlegte einen Moment. Den Sender würde sie auch vom Café aus anrufen können. Zudem faszinierte und interessierte sie dieser außergewöhnliche Mann.

»Ja, ich bin dafür.«

»Dann kommen Sie…«

***

Sie hatten auf dem Bereich des Flughafengeländes ein kleines Bistro gefunden, das nicht überlaufen war. An einem runden Tisch hatten sie ihre Plätze gefunden, und Carol Deep war gegangen, um zu telefonieren. Mandra Korab blieb zurück und achtete dabei auf ihr Gepäck. Als Carol an den Tisch zurückkehrte, war der Kaffee soeben serviert worden. Sie setzte sich hin und lächelte.

»Alles in Ordnung, Carol?«

»Ja, alles.«

»Das freut mich.«

Sie probierte den ersten – Schluck, stellte die Tasse behutsam ab und sagte: »Wie Sie die Schlange gepackt und in der Mitte auseinandergerissen haben, das war schon großartig. Ich hätte es nicht gekonnt.«

»Ich mußte es tun.«
»Einfach so?«
»Ja.«
Carol schüttelte den Kopf. »Es ist, obwohl ich Zeugin gewesen bin, für mich nicht zu begreifen.« Sie lachte auf. »Aber lassen wir das. Jedenfalls war man in der Redaktion sehr zufrieden, daß ich mich gemeldet habe, und man ist noch gespannter auf den Bericht.«
»Das kann ich mir denken«, murmelte der Inder. »Aber haben Sie mit den Kollegen auch über die Folgen gesprochen?«
»Wie meinen Sie das?«
»Wissen Sie, Carol, ich will mich hier nicht herausstellen, aber ich weiß schon einiges über die Geheimnisse meines Landes, Und ich bin leider davon überzeugt, daß Sie auch jetzt noch in Lebensgefahr schweben. Damit will ich Ihnen keine Angst einjagen, aber Sie als Journalistin sind es ja gewohnt, den Tatsachen ins Auge zu sehen.«
»Das stimmt.«
»Sie haben da ein heißes Eisen angefaßt, bei dem Menschenleben kaum eine Rolle spielen, da es um viel Geld geht. Ich finde es nur korrekt, daß Sie die Kinderarbeit anprangern wollen, aber Sie müssen sich auch darüber im klaren sein, wer dahintersteckt.«
Carol räusperte sich. »Und Sie wissen das, Mandra? Zumindest hört es sich für mich so an.«
»Ja, ich weiß es.«
»Liege ich mit dem Begriff Teppich-Mafia denn so falsch?«
»Im Prinzip nicht, wenn man bedenkt, daß dieser Name sehr modern geworden ist und man ihn für alles mögliche anführt. Es gibt natürlich eine Organisation, aber ihr gehören nicht nur Geschäftsleute an, sondern auch Menschen, die gewisse Beziehungen zu der von mir erwähnten Göttin Kali haben.«
»Ach…«
»Haben Sie das nicht gewußt?«
»Nein, Mandra. Ich will ehrlich sein. Natürlich habe ich mich mit dem Land beschäftigt. Indien ist ein Gebiet, mit dem man sich ein Leben lang auseinandersetzen kann. Da bleibt es nicht aus, daß ich über den Namen der Göttin stolperte und auch über Begriffe, die sich auf andere Götter oder Gottheiten beziehen. Als sogenannte aufgeklärte Europäerin habe ich diesen Dingen skeptisch gegen übergestanden. Bisher jedenfalls.« Sie nickte einige Male. »Könnte es sein, daß ich meine Denkweise nun umstellen muß?«
»Ja, das ist möglich.«
»Und Sie wissen mehr, Mandra?«
»Ein wenig.«
Carol Deep räusperte sich. »Es wäre dann wirklich für mich interessant zu erfahren, was Sie alles wissen. Ich habe allmählich den

Eindruck, daß Ihr Auftauchen hier in London kein Zufall ist. Ich weiß auch nicht, wer Sie sind, für wen Sie arbeiten, was Sie überhaupt für eine berufliche Tätigkeit ausüben, aber Sie scheinen mir doch einigen Einfluß zu besitzen, sage ich mal.«

»Er hält sich in Grenzen«, schwächte der Mann ab.

»Aber Sie sind nicht aus Spaß an der Freude von Indien nach London geflogen.«

»Das bin ich nicht.«

»Könnte es sein, daß wir hinter denselben Leuten her sind?«

Aus seinen unergründlichen Augen schaute Mandra die Frau an.

»Es war von mir wirklich nicht vorgesehen. Ich hatte auch nicht vor, mich hier länger aufzuhalten. Ich wollte nur zwei Tage bleiben, um einige Freunde zu besuchen. Ich bin gewissermaßen auf der Durchreise. Mein eigentliches Ziel ist New York.«

»Aha.«

»Aber jetzt, Carol, werde ich mich wohl um diesen Fall kümmern müssen.«

Sie hob die Schultern. »Das brauchen Sie nicht. Nett wäre es trotzdem, sagen ich mal. Da man Sie zudem sehr respektvoll behandelt hat, könnte ich davon ausgehen, daß Sie eventuell Diplomatenstatus genießen.«

»Das wäre möglich.«

»Wer sind Sie, Mandra?«

»Darüber sollten wir später reden. Ich bin verabredet und schon über der Zeit. Ich muß in mein Hotel. Gebucht worden ist im Dorchester.«

Carol nickte. »Ein teurer Schuppen.«

»Richtig.«

»Und wann hören wir wieder voneinander?«

Mandra Korab schaute die Frau an. Sein Lächeln war unergründlich. »Ich glaube, daß es schon morgen der Fall sein wird. Wenn Sie mir Ihre Adresse geben würden, wäre ich Ihnen sehr verbunden.«

Carol reichte ihm die Visitenkarte. Mandra warf einen kurzen Blick darauf und fragte dann: »Wenn mich nicht alles täuscht, wohnen Sie in Soho – oder?«

»Ja, das stimmt.«

»Also in der Szene.«

»Kann man auch nicht so behaupten. Es hat sich vieles geändert. Aber meine Wohnecke ist sehr typisch geblieben.«

»Gut, dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«

»Werden Sie ein Taxi nehmen?«

»Ja.«

»Dann können wir einen Großteil des Wegs gemeinsam fahren. Ich muß noch zum Sender.«

Mandra Korab war einverstanden und winkte der Bedienung, um zu

zahlen.

***

Jetzt wartete ich schon eine Stunde an der Hotelbar und hatte den dritten Drink vor mir stehen. Einen ohne Alkohol, der nach Kokos und Orange schmeckte und sehr süffig war. Ich saß in dieser eleganten Atmosphäre nicht zum Spaß, sondern wartete auf einen guten alten Freund, der sich angesagt hatte.

Mandra Korab wollte kommen.

Herr im Himmel, wie lange hatten wir beide uns nicht mehr gesehen! Ewigkeiten schienen vergangen zu sein, und ich war mehr als gespannt auf ihn. Allerdings wunderte ich mich, daß er sich so sehr verspätete, denn die Maschine war sogar überpünktlich gelandet, da hatte ich nachfragen lassen.

Ich kannte ja den Londoner Verkehr. Am Abend war er nicht mehr so schlimm, um darin steckenzubleiben, vor allen Dingen nicht, wenn man vom Flughafen kam. Als siebzig Minuten vergangen waren, schaute ich immer öfter auf die Uhr.

»Er kommt noch«, sagte die neben mir sitzende Frau, lächelte erst nach links, wo ich saß, und dann nach rechts, wo ihr Lebenspartner Suko seinen Platz gefunden hatte.

»Meinst du, Shao?«

»Ja.«

Ich hob die Schultern. »Nicht, daß ich etwas gegen die Bar hier hätte, im Gegenteil, aber ich bin nun mal ein mißtrauischer Mensch, und Mandra ist ja nicht irgendwer.«

»Er kommt.«

Ich nickte. »Gut, wenn du das sagst, können wir ja noch etwas von dem teuren Gesöff trinken.«

»Später.«

»Ist mir auch recht.«

Suko sprach an Shao vorbei. »Und den genauen Grund hat dir Mandra wirklich nicht genannt?«

»Nein. Er ist kein dienstlicher. Er befindet sich auf der Durchreise nach New York. Er tat sehr geheimnisvoll. Es kam mir vor, als wollte er uns mit einer Überraschung bedienen.«

»Dann warten wir ab.«

Die Atmosphäre in der Bar war vornehm. Ein prachtvoller und eleganter Raum, ohne allerdings protzig zu wirken. Der Pianospieler ließ seine Hände geisterhaft leicht über die Tasten seines Instrumentes gleiten. Einige Paare tanzten, wobei sich das schimmernde Licht der Kronleuchter auf manch kostbarem Schmuck verfing.

Ich war ›unbeschmuckt‹ und trug die Ringe höchstens unter den Augen. Von den Drinks hatte ich auch genug, sie waren mir

letztendlich zu süß geworden, und so bestellte ich ein ganz ordinäres Bier. Als der Keeper es mir servierte, lächelte er. Er hatte sicherlich Verständnis für meine Qual.

»Er kommt.«

Ich setzte das Glas sofort ab, als ich Shaos Stimme hörte. Mein Blick glitt zum Eingang, und dort stand er tatsächlich. Es war ein Inder, der sofort auffiel, eine stattliche Erscheinung, doch kein Schönling.

Mit rudernden Armbewegungen winkte ich zum Eingang hin und sah plötzlich, wie Mandra lächelte.

Mit großen Schritten eilte er auf uns zu, begrüßte zuerst Shao, dann waren wir an der Reihe. Es gab keine laute, überschwengliche Begrüßung, das wäre dieser Umgebung nicht angemessen gewesen, aber Mandra Korab freute sich ebenso wie wir uns freuten.

»Du bist okay?«

»Ihr auch?«

Ich nickte.

»Und Shao ist auch wieder bei euch?«

»Das ist eine lange Geschichte. Wenn du willst, erzähle ich sie dir gern.«

»Später vielleicht.«

»Das hört sich an, als hättest du etwas mehr Zeit.«

Mandra runzelte die Stirn. Er war plötzlich ernst geworden. »Ja, ich habe wohl etwas mehr Zeit«, gab er zu.

»Dann fliegst du morgen nicht weiter nach New York?«

»Nein, wohl nicht.«

Suko schaute mich an. »Kaum ist er hier, und schon haben wir die Überraschung.«

Mandra lächelte. »Wie kommst du darauf?«

»Grundlos unterbrichst du deine Reise sicherlich nicht.«

»Das stimmt.«

»Und was ist der Grund?«

Er antwortete noch nicht, weil er zuvor einen Tee bestellte. Dann hörten wir seiner Frage zu. »Ihr wißt nicht, was am Flughafen passiert ist?«

»Nein.«

»Eine Terror-Aktion?« fragte ich.

Mandra schüttelte den Kopf. »Du irrst, John. Es war ein ungewöhnlicher Angriff, und es war wirklich Zufall, daß ich mich in der Nähe befunden habe und sofort eingreifen konnte.«

Ich setzte mich erst einmal hin. Im Prinzip bin ich kein Schwarzmaler, aber in diesem Fall sah ich plötzlich ungeahnte Schwierigkeiten auf mich zukommen. Zudem hatte Mandra Korab mit ernster Stimme gesprochen, und so blieb es einfach nicht aus, daß wir aufhorchten. Wir stellten keine weiteren Fragen, das hatte unser

indischer Freund auch nicht erwartet. Von allein gab er seinen Bericht, und wir bekamen große Ohren, als er von der Schlange erzählte, die plötzlich aus dem Koffer geschnellt war und den Mann getötet hatte. Er berichtete auch von dem Gespräch mit Carol Deep, und er war letztendlich davon überzeugt, daß sich die Journalistin in Gefahr befand.

»Also ein Fall auch für uns!« stellte Suko fest.

»So sehe ich es.«

»Kali?«

»Im Endeffekt schon.«

Suko wandte sich an mich. »Was sagst du dazu, John?«

Zunächst einmal bestellte ich mir ein neues Bier. Nach dem ersten Schluck räusperte ich mich. »Müssen wir damit rechnen, daß Kalis Diener und diese Teppich-Mafia in einer Verbindung miteinander stehen?«

»Das könnte der Fall sein. Diese Frau ist sehr mutig gewesen. Ich wundere mich noch jetzt, daß sie meine Heimat überhaupt gesund hat verlassen können, aber ich sage euch jetzt, daß ich für ihr Leben nicht garantieren kann.«

»Man wird versuchen, sie zu töten!«

»Ja, Shao.«

Ich hatte den Kopf gesenkt gehabt und hob ihn jetzt wieder an.

»Meinst du, daß sich auch hier wieder ein Geheimbund etabliert hat, der Kalis Andenken pflegt?«

»Man könnte davon ausgehen.«

»Weitere Hinweise hast du nicht, wo das sein könnte und wer der Drahtzieher ist?«

»Ja und nein. Es gibt hier einen Importeur. Der Mann, der die Verbindungen zu Indien und den Produktionsstätten hält. Ich kenne den Namen und habe ihn mir auch noch einmal von Carol Deep bestätigen lassen. Der Mann heißt Adsam Rasani. Er ist wahrscheinlich der größte Teppichimporteur auf der Insel und hat seinen Sitz hier in London. Bei ihm sollte man mit den Ermittlungen beginnen.«

»Was schwer sein wird«, bemerkte ich.

»Sicher, denn wir können ihm nichts beweisen. Unsere Chancen werden zunächst nicht gut stehen. Wenn ihr ihn besucht, wird er möglicherweise freundlich sein, aber euch auch eine eiskalte Abfuhr erteilen. Deshalb habe ich mich entschlossen, meinen Besuch hier für eine unbestimmte Zeit zu verlängern.«

»Und dein Besuch in New York?«

»Läßt sich verschieben. Ich werde in dieser Nacht noch mit den zuständigen Stellen telefonieren.«

Ich hatte die Stirn gerunzelt. »Lieber Himmel, das hört sich ja richtig offiziell an.«

»Ist es auch.«

»Eigentlich müßten wir ja leicht sauer sein. Bisher hast du uns nichts darüber gesagt, was du überhaupt in New York willst.«

Er hob die Schultern, lächelte etwas und gab sich leicht verlegen, was wir an ihm gar nicht kannten. »Es gibt eben gewisse Dinge, über die man erst sprechen sollte, wenn sie feststehen.«

»Das macht uns noch neugieriger«, sagte Suko.

»Ich will euch auch nicht lange auf die Folter spannen.« Mandra trank Tee, fand ihn gut, nickte und sagte dann: »Ich habe mich entschlossen, eine Aufgabe in New York anzunehmen. Ich sage bewußt nicht Job oder Arbeit, sondern eine Aufgabe.«

»O! Du willst Indien verlassen?«

»Nein, Suko, das nicht. Auch nicht für immer. Ich muß nur öfter nach New York.«

»Um was zu tun?« fragte ich.

»Es geht um die UNO.«

»Bitte?«

»Ja, um die Weltorganisation.«

»Die sich im ehemaligen Jugoslawien nicht eben um Rum bekleckert hat.«

»Damit werde ich nichts zu tun haben«, erklärte Mandra lächelnd.

»Ich werde dort nicht als Soldat arbeiten, sondern als Agent für die UNO…«

»Ein UNO-Bond?«

»Wenn du es so locker ausdrücken willst, werde ich dir nicht widersprechen, John. Ich reise im Auftrag der UNO, bin überparteilich und beobachte Krisenherde. Diese Aufträge werden mich in die gesamte Welt führen. Daß ich es mit negativen Menschen zu tun bekommen werde, wird dabei nicht ausbleiben. Meine Aufgabe wird möglicherweise auch eure Arbeit berühren, denn ich werde sicherlich auch auf Dinge treffen, die den Rahmen des Normalen sprengen, wie heute auf dem Flughafen geschehen. Ich bin da wirklich nur rein zufällig hineingeraten und fühle mich nun verpflichtet, weiterzumachen.«

Wir schwiegen. Auch mir hatte es die Sprache verschlagen. Mit einer derartigen Eröffnung hätte ich beim besten Willen nicht gerechnet, und Mandra lachte, als er mein Gesicht sah.

»Du siehst aus wie jemand, der eine schlechte Nachricht erhalten hat, John.«

»Nun ja, die Eröffnung geschah ein wenig plötzlich. Bisher haben wir dich in einer anderen Funktion erlebt.«

»Nein, John, nicht in einer Funktion, abgesehen davon, daß ich sozial tätig war. Das wird ja bleiben. Ich fühlte mich nur – ich will nicht sagen überflüssig, aber es kommt dem schon nahe. Ich habe einfach

eine Aufgabe gebraucht und war froh darüber, daß man mich darauf angesprochen hat. Das ist alles.«

»Ich finde es toll!« sagte Shao und umarmte den Inder. »So wirst du dich besser für die Menschen einsetzen können.«

»Vorausgesetzt, die Aktivitäten ersticken nicht in irgendwelchen nationalen Egoismen der Mitglieder. Das kann natürlich auch passieren. Und darüber ist auch oft genug berichtet worden.«

»Keine Sorge, John. Ich werde den gradlinigen Weg gehen. Dafür solltest du mich kennen.«

»Das allerdings.«

»So, jetzt wißt ihr Bescheid und könnt später damit rechnen, von mir öfter zu hören. Der erste Fall, um den wir uns nach langer Zeit wieder gemeinsam kümmern müssen, liegt bereits auf dem Tisch. Ich habe den Eindruck, mit dem Fuß in einem Sumpf zu stehen.«

»So schlimm?«

Mandra nickte. »Ja, denn ich habe die Schlange gesehen, und ich weiß, daß die Göttin Kali dahintersteckt. Sie und ihre Diener, das ist das große Problem.«

»Oder aber Carol Deep«, sagte Suko.

»Sie auch.«

»Sollten wir sie allein lassen?«

Mandra Korab lächelte, als er in die Tasche griff und die Visitenkarte der Journalistin hervorholte. Er reichte sie Suko. »Vielleicht wäre es besser, wenn ihr beide ihr noch in der Nacht heute einen Besuch abstatten würdet. Sie wird euch mehr erzählen können, denke ich, denn sie hat in meinem Heimatland recherchiert.«

Wir waren einverstanden. »Sollen wir dir dann Bescheid geben, wenn wir etwas erreicht haben?« fragte Suko.

»Ihr könnt anrufen.«

»Auch in der Nacht?«

»Es macht mir nichts aus. Ich werde morgen direkt diesen Teppichhändler besuchen und ihm ebenfalls einige unangenehme Fragen stellen. Ich denke, damit hätten wir so ›etwas wie eine Zange geschaffen‹.«

Suko und ich waren einverstanden. Wir verabschiedeten uns, und beim Weggehen sagte der Inspektor: »So leicht kommt man zu einem neuen Job. Das hätte ich vor einigen Stunden auch nicht gedacht…«

***

Carol Deep hatte es geschafft. Sie hatte gezittert, als der Wagen sein Ziel endlich erreicht hatte. Sie hatte sich zuvor bei sich zu Hause vorbeifahren lassen und dort das Gepäck abgestellt. In ihrer Wohnung hatte sich nichts verändert, da war niemand eingebrochen, nur den Geruch mochte sie nicht.

Mit der Ausbeute ihrer Recherchen war sie dann zum Sender gefahren, wo man schon auf sie wartete. Ein Redakteur von der Nachtschicht lauerte bereits am Empfang auf sie, und er überfiel die Frau mit einem gewaltigen Wortschwall, wobei er sofort Fragen nach den Vorkommnissen stellte, die auf dem Flughafen geschehen waren.

»Später Rod. Ich will erst hoch.«

»Warum?«

»Ich möchte meine Unterlagen in Sicherheit wissen«, sagte sie.

»Und wir brauchen keine Angst vor irgendwelchen Schlangen zu habe, die uns angreifen?«

»Du kannst dich ja verstecken.«

»War nur ein Spaß.«

Sie fuhren gemeinsam hoch und betraten den kleinen Konferenzraum, der um diese nächtliche Zeit leer war. Auf dem großen Tisch standen noch die Aschenbecher, der Rauch zahlreicher Zigaretten wehte ebenfalls durch die Luft, und einige Papierberge bedeckten wie kantige Hügel den Tisch. Rodney räumte sie zur Seite, rückte seine Brille zurecht und schob die dunklen Haare zurück. »So, dann fang mal an.«

Carol Deep war bereits damit beschäftigt, ihre Tasche zu leeren.

Sie stellte die Kamera, den Camcorder und die Kassetten zur Seite und bat den Redakteur, alles in dem Panzerschrank einzuschließen.

»Ist es so brisant?«

»Noch brisanter.«

»Willst du dann nicht den Chefredakteur anrufen?«

»Nein, laß ihn schlafen. Wichtig ist nur, daß niemand an meine Recherchen herankommt, denn ich habe nicht nur einigen Leuten in Indien damit auf die Füße getreten, auch hier in London wird sich jemand wundern, denn die Verbindungen sind sehr eng geknüpft.«

»Ist ja toll.«

»Für dich vielleicht.« Sie nickte. »So, laß uns das Zeug gemeinsam wegbringen.«

»Und was hast du dann vor?«

»Ganz einfach. Ich werde nach Hause fahren und mich noch einige Stunden aufs Ohr legen. Das bin ich mir selbst schuldig.«

»Hast du denn keine Angst?«

»Darüber denke ich nicht nach.«

»Okay.«

Sie trugen die Dinge in einen Nebenraum, wo auch der Panzerschrank stand. Es war noch genügend Platz darin, um alles verstauen zu können. Rodney schüttelte den Kopf. »Himmel, Amor und Zwirn, da hast du dir ja was aufgehalst, Mädchen.«

»Das wird eine Bombe.«

Er verzog das Gesicht. »Hoffentlich explodiert sie nicht zur falschen

Seite hin.«
»Wie meinst du das?«
»Daß sie dich wegfegt.«
Carol Deep stand vor der offenen Tür und senkte den Kopf. Etwas betreten schaute sie zu Boden. »Na ja, das will ich nicht hoffen, Rod, wirklich nicht.«
»Brauchst du denn Schutz?«
»Noch nicht. Ich werde morgen früh meine Aktivitäten fortführen und wahrscheinlich auch nicht alleine sein. Ich werde alles in die Wege leiten, um diesen Bericht zu senden. Dabei wird mich auch keine Mafia stören können.«
»Ich gönne es dir, Carol.« Gemeinsam drückten sie die schwere Tür wieder zu. Sie saugte sich fest, und sie drehten an dem Rad, um den Schrank zu verschließen.
»Und nun?« fragte er.
»Werde ich verschwinden, wie ich es dir sagte.« Sie hauchte ihm einen Kuß auf die Wange. »Ich brauche eine Dusche.«
Sie verließen den Raum und löschten das Licht. »Gut, dann bis morgen, Carol.«
»Hast du denn Dienst?«
»Eigentlich nicht. Aber dein Bericht hat mich so heiß gemacht, daß ich hier sein werde.«
Sie konnte ein Lachen nicht unterdrücken und fühlte sich für ein paar Sekunden wie befreit. »Du bist wirklich lieb, Rod.«
»Ja, ich weiß.«
»Das klang aber traurig.«
»Vergiß es.«
Er brachte sie noch bis zum Aufzug. Als sich die Tür hinter der Frau geschlossen hatte, lächelte sie noch immer. Sie wußte, daß Rodney in sie verliebt war, aber er war nicht ihr Typ. Zu jung und auch zu flippig, das war sie selbst genug. Sollte sie einmal heiraten, dann einen Mann, der ruhiger und in sich gefestigt war.
Der Nachtportier bestellte ihr ein Taxi. Er wußte auch, wo sie in den letzten Wochen gewesen war, und er hatte natürlich Fragen über Fragen, die ihm Carol auch beantwortete, dabei aber ziemlich einsilbig blieb. Zudem war der Wagen schnell da.
Sie stieg in den Fond, gab das Ziel an und versuchte, sich ein wenig zu entspannen, was ihr allerdings nicht gelang. Carol schaffte es nicht einmal, die Augen zu schließen. Die innere Nervosität hatte sich gesteigert. Immer wieder schaute sie durch die Scheiben und auch zurück, da sie mit Verfolgern rechnete.
Soho, der wohl berühmteste Londoner Stadtteil, hatte viel von seinem Flair verloren. Es war gebaut und renoviert worden. Wintergärten hatten Teile der alten Hinterhöfe verdrängt. Bei den

Einheimischen galt es als chic, in Soho auszugehen, aber es gab auch noch die andere Seite. Alte Häuser in schmalen Gassen, wo die Mietpreise ebenfalls gestiegen waren.

In einem derartigen Viertel wohnte auch Carol, und sie ließ den Fahrer dort halten, wo die Gasse in eine etwas breitere Straße einmündete. Bis zu ihrem Haus waren es nur wenige Schritte.

Sie verabschiedete sich mit einem Nicken und schaute zu, wie der Wagen startete. Noch fiel ihr nichts Verdächtiges auf. Niemand lehnte an irgendwelchen Eingängen oder hielt sich in schmalen Einfahren verborgen.

Vielleicht mache ich mich auch verrückt, dachte Carol. Der Anschlag am Airport hatte gereicht. Einen zweiten Trumpf hielten ihre unbekannten Feinde wohl nicht im Ärmel.

Sie betrat die enge Gasse. Das Kopfsteinpflaster war erst vor wenigen Wochen erneuert worden. Wie akustische Schatten hallten ihre Laufgeräusche an den Wänden entlang, bevor sie verklangen.

Es gab keinen Grund für Carol, sich in der menschenleeren Gasse zu fürchten. Trotzdem wollte der Druck im Magen nicht weichen, und er nahm zu, je mehr sie sich ihrem Haus näherte.

Es lag an der linken Seite und war etwas von den anderen zurückgebaut worden. Sie wußte nicht, weshalb das damals so geschehen war, aber so war vor ihrem Haus die Gasse breiter als normal.

Um die Haustür zu erreichen, mußte sie um die Ecke gehen. Alles kein Problem, zumindest im Normalfall nicht. In dieser Nacht jedoch war alles anders.

Noch ging sie, aber ihre Schritte waren kürzer geworden. Sie hatte zudem den Eindruck, als wäre eine unsichtbare Hand dabei, sich an ihrer Kehle festzuklammern und sie immer weiter zuzudrücken. Im Mund spürte sie den Geschmack von Asche, an ihrem Nacken kribbelte etwas, und selbst bei diesen verhältnismäßig kühlen Temperaturen lagen Schweißperlen auf der Stirn.

Sie ging weiter, allerdings noch zögernder und der Blick auf die Hausecke gerichtet. Jetzt ärgerte sie sich, daß in der Nähe keine Straßenlaterne stand. Man hatte es nicht für nötig gehalten, dort eine hinzustellen, weil nachts über der Haustür immer eine Lampe brannte.

Normalerweise, heute nicht.

In dieser Nacht war alles finster.

Sie hörte sich selbst laut atmen. Ihr Herz klopfte schneller als gewöhnlich, die letzten Schritte, dann konnte sie die Haustür endlich sehen.

Auch die brachte Carol hinter sich.

Ihr Blick fiel auf das Haus. Sie war im ersten Augenblick erleichtert, denn niemand wartete an der Tür auf sie.

Alles okay…

Auf einmal waren die Schatten da. Lautlos huschten sie heran. Sie hatten an der linken Seite gelauert, und sie verwandelten sich plötzlich in Gestalten, die der Frau einen heißen Schreck einjagten. Zudem hatte sie den Eindruck, in Indien zu sein, weil die drei Männer die landesübliche Kleidung trugen und zusätzlich Turbane um die Haare geschlungen hatten.

Die Journalistin fürchtete sich nicht vor den Gestalten und auch nicht vor den bärtigen Gesichtern.

Sie sah nur die Hände. Jeder dieser Männer hielt eine Seidenschlinge, die Mordwaffe für Spezialisten…

***

Carol Deep tat nichts. Sie dachte dabei an die Haustür, die sie mit wenigen Schritten erreichen konnte, aber schräg hinter ihr hielt sich einer der Männer auf. Er lauerte ebenso auf eine falsche Bewegung wie die beiden vor ihr.

Sie tat nichts und wartete ab, bis sich die Frau einigermaßen gefangen hatte. »Was… was wollt ihr?« keuchte sie. »Verdammt noch mal, was wollt ihr von mir?«

Niemand gab ihr eine Antwort. Kalte Augen starrten sie an. Sie sahen aus, als hätte sich in ihnen das Mondlicht gefangen, und die beiden Männer vor ihr streckten plötzlich die Arme aus. Dabei spannten sie die Schlingen, so daß die Frau ein gefährlich klingendes Sirren hörte. Sie verglich es mit einer tödlichen Musik, die an ihren Ohren entlangschrammte. Für eine Flucht war es zu spät. Sie hätte zudem nicht gewußt, wohin sie sich hätte wenden sollen, die Wege waren versperrt, und es blieb eigentlich nur eines: angreifen und sich durchkämpfen.

Carol ahnte die Bewegung hinter sich mehr, als daß sie sie wahrnahm. Sie hatte sich selbst ja gedreht und wandte der Tür den Rücken zu. Es war also die Person, die hinter ihr stand, und wahrscheinlich würde sie die Arme hochreißen, um die Schlinge über den Kopf zu schleudern, wo sie dann in den Hals hineinschnitt und Carol tötete.

Immer wieder hatte sie sich darüber geärgert, daß sie eine so große Tasche mit sich schleppte. Sie hing an einem Riemen über ihrer rechten Schulter, und plötzlich wurde die gefüllte Tasche zur Waffe. Carol duckte sich, drehte sich gleichzeitig zur Seite. Der Riemen rutschte nach unten, sie faßte die Tasche – und schleuderte sie nach hinten.

Sie hörte den Aufprall, einen zischenden Fluch, der Inder landete auf dem Pflaster, und die Frau sprang blitzschnell über ihn hinweg, um auf die Haustür zuzueilen. Die war in der Vergangenheit schon

zweimal aufgebrochen worden. Danach hatte man sie abgesichert und mit einem Schloß versehen, das nicht so leicht zu knacken war.

Es würde eine Weile dauern, Bis es der Frau gelang, den flachen Schlüssel hineinzuschieben. Zudem mußte sie ihn erst noch aus der Tasche holen.

Sie hörte das sirrende Geräusch an ihren Ohren. Dann flog etwas über sie hinweg, streifte noch ihr Gesicht, und einen winzigen Augenblick später erwischte sie die Schlinge. Sie legte sich um ihren Hals. Jemand zog sie hinter ihr zu, und Carol nahm den fremden Geruch wahr, der in ihre Nase stieg.

Durch den Ruck kippte sie nach hinten. Sie schlug jedoch nicht mit dem Kopf auf. Hände fingen sie ab, während sie das Gefühl hatte, von einem Messer am Hals verletzt zu werden.

Sie lag auf dem Rücken, die Augen weit geöffnet, ebenso ihren Mund, zwischen dessen Lippen die Zunge tanzte.

Zwei beugten sich von verschiedenen Seiten auf sie zu. Der dritte stand hinter ihr und hielt die Schlinge. Sein Schatten fiel über ihren Kopf hinweg.

Einer der Hundesöhne zog ein Messer. Es hatte eine lange, leicht gebogene Klinge und würde ihren Körper durchstoßen wie Butter.

Der Mann stach noch nicht zu. Er flüsterte mit dem Schlingenhalter.

Carol verstand nicht, was die beiden sprachen. Bei ihr machte sich der Luftmangel bemerkbar. Die Schlinge war so fest um ihren Hals gezerrt worden, daß sie nicht mehr atmen konnte.

Sie würde entweder ersticken oder durch einen Messerstich ums Leben kommen. Diese beiden Möglichkeiten blieben ihr noch. An eine Rettung dachte sie nicht mehr.

Aber sie war da.

Licht überflutete plötzlich den Bereich des Eingangs. Selbst die drei Würger erschreckten sich, und plötzlich hörte die Frau die dumpfen und zugleich schrillen Stimmen.

Und dann war alles anders!

***

Noch vor Shao und Suko sprang ich aus dem Wagen. Ich hatte auf dem Beifahrersitz gehockt, rammte die Tür auf und hatte das Bild noch in Erinnerung, das sich vor der Haustür abspielte. Es war uns durch das helle Scheinwerferlicht so überdeutlich gezeigt worden.

Jeder von uns wußte, in welch einer Not sich die Frau befand.

Auch ich war gesehen worden.

Zwei Gestalten zuckten zur Seite. Der dritte Mann schnellte zwar hoch, und ich sah das Funkeln seiner langen Messerklinge, was mir klarmachte, daß er nicht aufgeben würde.

Er griff mich an.

Ich tauchte blitzartig weg, so daß mich der Stoß verfehlte. Irgendwie berührten wir uns trotzdem noch, so daß ich ins Straucheln geriet, mich aber fangen konnte und mich herumwarf.

Von den beiden anderen Indern war nichts zu sehen. Der Erdboden schien sie verschluckt zu haben, der Mann mit dem Messer war noch da. Er hatte auch mitbekommen, daß ich ihm nicht allein gegenüberstand, drehte sich und schleuderte seine Waffe nicht mir entgegen, sondern dem aussteigenden Suko.

Der duckte sich hinter der Tür. Das Messer kratzte über das Metall, der Inder fluchte und wollte verschwinden.

Ich hechtete ihm von hinten in die Beine. Mit beiden Händen umfaßte ich seine Waden. Der Mann schlug auf das Gesicht, er wollte sich befreien, aber Shao war schneller.

Ihr Tritt traf ihn an der Schläfe. Bewußtlos sackte der Turbanträger zusammen. Dann lief Shao auf die Frau zu, die am Boden lag und mit den Beinen strampelte, den Hals noch immer in der Schlinge.

Suko war wieder hinter der Tür hochgekommen. Trotz der Dunkelheit sah ich sein Grinsen. Er blieb neben mir stehen. Ich kniete inzwischen neben dem Bewußtlosen und tastete ihn ab. In einer weiten Tasche fand ich eine Seidenschlinge, die ich an mich nahm. Dem Kerl wuchs an der linken Stirnseite eine Beule. Shao hatte ihn gut getroffen, und ich legte ihm Handschellen an. Dann zerrte ich ihn hoch und wunderte mich darüber, wie leicht er war.

Suko hatte die Waffe an sich genommen. Er fuhr mit der Daumenkuppe über die Schneide hinweg. »Verdammt spitz«, sagte er und nickte. »Die hätte alles durchtrennt. Haut, Sehnen, vielleicht auch Knochen. Mal sehen, was unser Freund zu sagen hat, wenn überhaupt.«

»Eben.«

Shao hatte sich um Carol gekümmert. Die Journalistin lehnte an der Tür. Sie schnappte nach Luft wie ein Fisch an Land. Mit einer Hand griff sie sich an die Kehle. Sie weinte auch, aber Shaos ruhige Stimme brachte sie wieder zurück in die Normalität.

»Wir sollten ins Haus gehen. Wo haben Sie den Schlüssel?«

»Tasche.«

Es wohnten sechs Parteien im Haus, und Carol Deep hatte eine Wohnung im unteren Geschoß gemietet.

Ich schloß die Haustür auf und wenig später auch die Wohnungstür. Zuerst machte ich Licht, durchsuchte blitzschnell die drei Räume. Dabei fielen mir sofort die wenigen Möbel auf.

Versteckt hatte sich niemand, auch im Bad nicht.

Ich ging wieder zurück und winkte den anderen zu. Im Wohnraum ließ ich die Rollos herab und schaute zu, wie Shao die Journalistin vorsichtig in einen knallgelben Sessel drückte. »Ich hole Ihnen etwas

zu trinken, Carol.«

Suko kümmerte sich um den Inder. Er trug noch immer die Handschellen und sagte kein Wort. Allerdings sah er auch ziemlich benommen aus und bewegte sich sehr mechanisch, als könnte er die eigenen Schritte nicht genau nachvollziehen.

Shao brachte der Journalistin ein mit Wasser gefülltes Glas. Carol trank in kleinen Schlucken. Es war ihr anzusehen, daß sie dabei Schmerzen hatte, denn bei jedem Schluck verzerrte sich ihr Gesicht.

Ich schaute mir ihren Hals an. Die verdammte Schlinge hatte in der Haut eine rote Furche hinterlassen, die Shao mit ihrem Taschentuch abtupfte.

Carol Deep hatte das Glas geleert. In ihr Gesicht war wieder etwas Farbe zurückgekehrt, und die unmittelbare Angst hatte ihre Augen verlassen. »Danke«, krächzte sie, als sie Shao das Glas zurückgab.

»Aber wo kommen Sie her? Wer sind Sie?«

»Mandra Korab hat uns geschickt«, erklärte ich.

Sie schaute mich an, und beinahe war es zu sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. »Dann sind Sie der Freund, von dem er mir erzählt hat?«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Ja, den kenne ich.«

»Wunderbar.« Ich stellte Shao und Suko ebenfalls vor, dann sagte ich: »Wir haben uns doch Sorgen um Sie gemacht, als wir hörten, was passierte. Daß wir im letzten Augenblick erschienen sind, können Sie als Glück, Zufall oder Schicksal ansehen.«

»Beides«, flüsterte sie, »beides. Dann habe ich Mandra wieder meine Rettung zu verdanken.«

»Indirekt schon.«

»Ja, er ist… er ist außergewöhnlich …«

»Wann werden Sie in der Lage sein, wieder reden zu können?« erkundigte ich mich.

Carol winkte mit einer matten Bewegung ab. »Fragen Sie das nicht. Ich bin Kummer gewohnt. Ich habe mich an gefährlichen Orten in aller Welt herumgetrieben und bin auch nicht so leicht einzuschüchtern. Als ich aber die drei Männer vor dem Haus sah, da riß etwas bei mir. Da verfiel ich in Panik. Ich hätte es auch wissen müssen, aber ich wollte es mir nicht eingestehen, und ich frage mich, warum mich die drei nicht getötet haben. Zeit genug hätten sie gehabt.«

»Das können wir nicht beurteilen«, sagte ich. »Jedenfalls sind Sie am Leben, und nur das zählt.«

»Stimmt.« Sie räusperte sich und hustete. Dann schaute sie sich in der Wohnung um – und sah auch den angeschlagenen Inder, der sich bei Suko in guter Obhut befand. »Mein Gott, haben Sie einen erwischt?«

»Wie Sie sehen.« Suko lächelte ihr zu.
»Ja, das ist gut.« Carol massierte ihren Hals. »Darf ich noch ein Glas Wasser haben?«
»Sofort, ich hole es.« Shao verschwand mit dem leeren Glas wieder in der Küche.
Ich stellte keine Fragen und wartete darauf, daß sich Carol Deep noch mehr erholte. Sie wollte auch reden, sie hatte zuvor überlegt und sprach mit leiser Stimme. »Ich glaube jetzt zu wissen, weshalb ich nicht sofort getötet worden bin.«
»Sagen Sie es mir.«
»Sie haben wahrscheinlich die Berichte gesucht. Die Fotos, die Filme, die ich gemacht habe.«
»In Indien?«
»Sicher.« Shao war zurückgekehrt, und Carol nahm ihr das Glas ab. Sie trank einige Schlucke, wobei ihr Hals noch immer schmerzte, dann stellte sie das Glas weg. »Ich habe ja filmische Beweise gesammelt. Die Menschen hier in Europa sollen endlich erkennen, was sie den Kindern in Indien, Pakistan oder Nepal antun, wenn sie diese preiswerten und auch hochwertigen Teppiche kaufen. Da knüpfen sich Kinder die Finger wund und ruinieren sich zudem durch den Wollstaub ihre Gesundheit. Man kann sich das kaum vorstellen. Ich habe mich heimlich an Fabriken herangeschlichen und Filmaufnahmen gemacht. Wenn sie an die Öffentlichkeit gelangen, wird man hoffentlich anders darüber denken.«
»Aber Sie haben sich auch Feinde gemacht.«
»Und wie, Mr. Sinclair.«
»Wen, zum Beispiel?«
»In Indien einige dieser mächtigen Unternehmer. Die können sich jetzt außen vorlassen. Ich denke, daß ich es hier in London mit einem gewissen Adsam Rasani zu tun bekomme.«
»Den Namen erwähnte auch Mandra Korab.«
»Er ist der größte Importeur in unserem Land, Mr. Sinclair. Er profitiert von dieser Kinderarbeit, will und würde es aber nie zugeben.«
Sie winkte ab. »Wie dem auch sei. Ich werde meinen Bericht durchziehen, und wenn es die letzte Aufgabe ist, die ich in meinem Leben übernommen habe. Das Filmmaterial ist von mir in Sicherheit gebracht worden. Da kommt selbst Rasani nicht dran.«
Ich hatte sehr genau zugehört. Das war die eine Seite des Falles. Es gab auch noch eine zweite, eine magische, und die stand in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der indischen Mythologie. Da brauchte ich nur an das Geschehen am Flughafen denken, das uns Mandra Korab so plastisch geschildert hatte. »Da Sie sich lange in Indien aufgehalten haben, Miß Deep, gehe ich einmal davon aus, daß

Ihnen die Göttin Kali ein Begriff ist.«
Sie nickte. »Durchaus.«
»Haben Sie sich, ohne es zu wissen, mit dieser Göttin angelegt?«
Sie räusperte sich. »Wie meinen Sie das denn?«
»Sind Sie ihr oder ihren Dienern bei den Nachforschungen in die Quere gekommen?«
Die Journalistin hob die Schultern. »Nicht daß ich wüßte, Mr. Sinclair.«
»Sie müssen aber.«
»Nein.«
»Haben Sie eine Erklärung für das Erscheinen und den Angriff der magischen Schlange. Und auch unser Freund hier macht mir den Eindruck, als würde er in den Diensten der Göttin stehen. Ich gehe mal davon aus, daß es zwischen den Teppichhändlern in Indien und diesem Geheimbund der Göttin eine Verbindung gibt.«
»Das… das meinen Sie wirklich so?« staunte Carol.
»Ja, nicht nur ich. Auch unser Freund Mandra Korab ist dieser Auffassung.«
Sie senkte den Blick und machte einen nachdenklichen Eindruck.
»Wenn Sie das so sehen, kann es durchaus der Fall gewesen sein. Bewußt ist es mir nicht geworden, wobei sich bei mir eine andere Frage stellt. Ist der Einfluß der Göttin nur auf Indien beschränkt?«
Ich wußte sofort, auf was sie hinauswollte. »Sie denken an diesen Teppich-Importeur.«
»Ja, Rasani. Er sitzt hier in London. Ich habe ja gemerkt, wie lang der Arm meiner Feinde ist. Möglicherweise hat die Göttin oder hat der Geheimbund hier einen Stützpunkt, der eben Adsam Rasani heißt.«
»Nicht schlecht gedacht.«
»Dann stimmen Sie mir zu?«
»Auf jeden Fall. Es liegt zwar einige Jahre zurück, da hatten wir einen Fall, in dem die Tongs, also Kalis Diener, eine Rolle spielten. Sie halten sich nicht an bestimmte Landesregeln. Ihr Einfluß ist oft weltweit spürbar.«
Die Journalistin drehte sich zur Seite, um einen Blick auf den Gefangenen zu werfen. »Dann wäre es doch am besten, wenn Sie ihn fragen. Oder meinen Sie nicht?«
»Vorausgesetzt, er redet.«
»Das wird er.«
Ich lächelte. »Meinen Sie? Ich habe andere Dinge erlebt – leider.«
Mitglieder von Geheimbünden oder Sekten zeigen sich sehr oft verschwiegen. Für sie gilt das Gesetz der Omertà, die Regeln des Schweigens. »Er wird große Angst haben. Nicht vor uns, sondern vor der Göttin und deren Dienern.«
»Aber Sie können es doch versuchen.«

»Das auf jeden Fall.«
»Bitte, Mr. Sinclair, machen Sie jetzt. Ich will wissen, ob ich recht hatte.«
»Okay.« Ich wandte mich an Suko. Er stand wie ein Felsblock hinter unserem Gefangenen. »Ist er in Ordnung?«
»Ich denke schon. So ein Tritt gegen den Schädel wirft ihn nicht aus dem Rennen.«
Der Mann hatte zugehört. Ich glaubte auch daran, daß er uns verstanden hatte, das war an seinen Blicken zu erkennen. Ob er das allerdings zugeben würde, stand in den Sternen.
Ich wollte nicht, daß er zu mir hochblickte und holte mir einen Stuhl vom runden Eßtisch. Den stellte ich ihm gegenüber hin und schaute mir den Inder an.
Sein Gesicht war dunkel. Der Bart zeigte eine schwarze Farbe. Im krassen Gegensatz dazu stand der helle Turban, der kunstvoll geschlungen war. Die Augen starrten mich an, und ich hatte das Gefühl, in zwei dunkle Spiegelscheiben zu schauen.
»Sie verstehen mich?«
Er schwieg.
»Kennen Sie meine Sprache?«
Ob der die Frage verstanden hatte oder nicht, das war der Antwort nicht zu entnehmen. Die Worte sprudelten mir nur so entgegen, und sie steckten voller Emotionen, denn mehr als einmal schrie er, und es fiel des öfteren auch der Name Parwati, wie die Göttin Kali eigentlich hieß. Damit drohte er mir, wobei ich mich nicht aus der Fassung bringen ließ und den Redeschwall gelassen abwartete.
»Und nun?« fragte Suko.
»Er spielt verstockt.«
»Der Mann hat Sie verflucht, Mr. Sinclair.«
Überrascht drehte ich mich um. Von Carol Deep hatte ich keine Antwort erwartet. »Moment mal, haben Sie ihn verstanden?«
Sie setzte sich etwas anders hin und brachte ihr Gesicht aus dem Schatten ins Helle. »Nicht alles, aber einen Teil. Und er hat wirklich den Bann über Sie und uns gesprochen.«
»Parwatis Bann?«
»Ja.«
»Wie sieht das im einzelnen aus?«
Sie hob die Schultern. »Ich kann es Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Ich habe leider zuwenig verstanden.« Sie atmete tief ein. »Da müssen wir uns schon einige Dinge zusammenreimen.«
»Ist er konkret geworden?«
»Nein, ich glaube nicht. Ich bin zudem sicher, daß er nicht reden wird. Den können Sie auf das Nagelbrett eines Fakirs legen, auch dann werden seine Lippen geschlossen bleiben.«

»Sie sehen also keine Chance?« fragte Suko.
»Nein, nicht bei ihm.«
»Was meinst du, John?«
Ich war mir da nicht so sicher und formulierte zunächst einmal die Worte im Kopf. »Wir sind uns darüber einige, daß dieser Mann ein Diener der Göttin Kali ist.« Da ich keinen Widerspruch hörte, sprach ich weiter. »Wenn dem also so ist, steht er auf der anderen Seite und wird gegen das, was auch in der indischen Mythologie das Gute ist, allergisch sein. Du weißt, auf was ich hinauswill?«
Suko lächelte, bevor er nickte. »Auf die Silbe denke ich.«
»Ja, die Heilige Silbe Indiens. Und ich gehöre zu den wenigen Menschen, die sie aussprechen dürfen. Schließlich ist sie nicht grundlos in mein Kreuz eingraviert worden. Ich bin gespannt, was er tun wird, wenn er sie allein schon sieht.«
»Versuche es!« flüsterte Suko.
Ich achtete nicht auf meinen Freund, schon beim letzten Vortrag hatte ich mich auf den namenlosen Kali-Diener konzentriert und sehr wohl bemerkt, daß er zumindest einiges von meinen Worten verstanden hatte. Schimmerte da nicht Furcht aus seinen Augen? Es sah so aus, als wollte er auf dem Stuhl zurücksinken, und sein Blick begann zu flattern.
»Du hast mich verstanden?«
Er schloß den Mund. Daran zu erkennen, daß sich in der Bartmitte etwas bewegte. Mit einer sehr durchdachten und langsam aussehenden Bewegung holte ich mein Kreuz hervor. Es rutschte aus dem Hemdausschnitt hervor, dann streifte ich die Kette ebenso langsam über den Kopf, beobachtet von den flackernden Augen des Inders.
Auf der Hand blieb mein Kreuz liegen. »Kennst du es?« fragte ich ihn.
Er schwieg, schaute es auch nicht an, sondern drehte den Kopf um eine Idee zur Seite.
»Sieh hin!«
Er tat es nicht.
Dafür warf ich einen Blick darauf. Die Heilige Silbe Indien war dicht neben dem R für Raphael eingraviert worden. Sie bestand aus den Buchstaben A, U und M, oder OM. Es war die dreibuchstabige Einheit, eine mystische Silbe, das heilige aller Wörter Indiens. Sie konnte ein Segen, aber auch ein Fluch sein, es kam immer darauf an, gegen wen sie gesprochen wurde. Dieses Wort stand oft am Anfang oder den Gebeten der Inder. Nach unbestätigten Deutungen sollte es zusammengesetzt sein aus den Anfangsbuchstaben der drei Götter Agni, Uaruna und Marut, und die Silbe sollte auch gleichzeitig die drei Elemente Feuer, Wasser und Luft symbolisieren. Man konnte sie nicht nur einfach aussprechen, es erforderte schon eine besondere Technik,

sie mußte laut und in derselben Tonhöhe wiederholt werden, und ich hoffte, daß ich es noch schaffte.

Noch war es nicht soweit. Vor mir hockte der Diener Kalis und starrte das Kreuz an. Ob er die Silbe schon entdeckt hatte, war ihm nicht anzusehen, ich ging allerdings davon aus.

Um es noch deutlicher zu machen, brachte ich die linke Hand über die rechte Handfläche, winkelte den Zeigefinger an und tippte auf das eingravierte R, um den Inder in diese Suchrichtung zu bringen.

»Du kennst sie?«

Er schwitzte. Er hatte den Kopf jetzt gedreht, weil er damit nichts zu tun haben wollte.

»Soll ich es dir erklären?«

Durch seinen Lippenspalt drang ein wütender Fluch. Im nächsten Augenblick schnellte er hoch, dabei war es ihm egal, ob die Handschellen seine Gelenke hielten. Der Kopf kippte um, der Mann selbst rannte von Panik getrieben zur Tür, die nicht geschlossen war. Mit der linken Schulter rammte er sie noch weiter auf und huschte in den Flur.

Suko hatte sofort die Verfolgung aufgenommen. Carol, Shao und ich blieben im Zimmer zurück. Ich konnte mich auf meinen Freund verlassen. Wir sahen nichts, aber wir hörten die dumpfen Geräusche und auch das wilde Schreien.

Kurz darauf erschienen beide. Suko hatte den kleineren Inder am Kragen gepackt. Er stieß ihn vor sich her, und der Mann sah aus wie ein keuchendes Bündel auf zwei Beinen.

»Er war nicht schnell genug!« stellte mein Freund fest, als er ihn wieder auf den Stuhl drückte. Diesmal allerdings hielt er ihn fest, mit einem Griff wie der Bauer das Karnickel im Nacken anfaßt. »Etwas muß ihn gestört haben. Kann sein, daß er sich an gewisse Dinge erinnert hat, als er das Kreuz sah. Ich denke, daß er auch unsere Sprache versteht.« Suko hatte bisher mehr allgemein gesprochen, jetzt wandte er sich direkt an den Inder und schüttelte ihn durch.

»Nicht wahr, mein Freund? Es ist doch so gewesen. Und dabei hast du jemand töten wollen. Du und deine Kumpane, ihr wärt zu Mördern geworden, einfach so. Vier Personen gegen eine Frau. Ihr hättet ihr keine Chance gelassen, nicht die geringste, und jetzt spielst du den noch immer Verstockten. Das wollen wir nicht hinnehmen. Wir wissen einiges über eure Todesgöttin. Kali mag über einen langen Arm verfügen, aber hier sitzen wir am längeren Hebel.« Suko ließ den Mann los, der in sich zusammensackte, aber auf dem Stuhl sitzen blieb und dabei den Eindruck erweckte, als hätte er endgültig aufgegeben, wovon ich persönlich noch nicht überzeugt war.

Zudem hatte sich mich über Suko gewundert. Eine derartig lange Rede war bei ihm selten. Er war mehr der große Schweiger und

handelte, wenn es sein mußte.

Auch die beiden Frauen hatten zugehört. Während Shao schwieg, meldete sich Carol Deep zu Wort. »Was wollen Sie denn mit ihm machen?« flüsterte sie. »Haben Sie einen Plan? Er wird doch nicht reagieren.«

»Da bin ich anderer Meinung, Miß Deep.« Ich wandte mich wieder an den Inder und flüsterte ihm die Worte so laut zu, daß er sie noch gut verstehen konnte. »Die Silbe, mein Freund. Die Heilige Silbe. Ich weiß, daß du sie kennst, und ich weiß auch, daß du sie nicht aussprechen darfst, denn du bist ein Unreiner. Ich aber darf sie aussprechen, und ich werde mich nicht scheuen, es zu tun.«

O ja, er hatte mich sehr gut verstanden. Nicht grundlos wollte er seinen Körper wieder in die Höhe drücken, aber Suko hielt ihn fest.

»Nein, so geht das nicht.«

Der Mann schwitzte, weil er in die Enge gedrängt worden war.

Sein Atem stieß keuchend aus dem Mund. Hin und wieder knurrte er. Plötzlich schaute er mich an. Ich sah in seine Augen und erkannte, daß er nicht bereit war, einen Kompromiß einzugehen. Er würde sich uns immer entgegenstellen.

Sollteer.

Ich sprach die Silbe.

Es war nicht einfach. Ich möchte die Buchstaben singen, die Worte genau in einer Höhe halten und austarieren, und es passierte, als ich den ersten Buchstaben ausgesprochen hatte.

Ein Schrei!

Er gellte durch den Raum, als würde der Mann vor uns unter einer Folter leiden. Hoch, schrill und spitz, die Gläser sollten zerspringen, die Wände erzittern.

Suko sprang zurück. Er hatte seine Hand von der Schulter gelöst, als wäre diese glühend heiß geworden. Den Grund dafür sah ich.

Unter der Kleidung bewegte sich die Haut, als würde der Körper zusammensacken. Da täuschten wir uns. Tatsächlich aber hatte er sich verwandelt. Auf dem Stuhl hockte noch immer die Person mit dem Umriß eines Menschen. Das Innere aber hatte sich verwandelt.

Der Körper bestand plötzlich aus zahlreichen, kleinen zuckenden Schlangen…

***

Selbst altgediente Kämpen wie Suko und ich waren da ins Schleudern gekommen. Ich saß nicht mehr auf meinem Platz. Mit einem Ruck war ich in die Höhe gesprungen und hatte mich an Shao gewandt. »Schaff Carol Deep weg, Shao.«

Ob und wie sie es tat, sah ich nicht. Ich konzentrierte mich einzig und allein auf den zuckenden und sich windenden Körper, der aus

einem Gewühl von unterschiedlich großen Schlangen bestand, die ineinander verknotet und verknüpft waren. Auch der Kopf schien aus Schlangenleibern zu bestehen. Die Augen waren verschwunden.

Das war kein Schlangenmensch vor uns, diese Person bestand aus Schlangen! Sie deutete so an, wie sehr sie der Göttin Kali zugetan war.

Er bewegte sich.

Er ging einen Schritt nach rechts, und den nächsten nach links.

Und er bewegte sich dabei auf eine sehr plumpe Art und Weise, aber er fiel nicht hin. Es war nichts Menschliches mehr vorhanden, ausgenommen der Umriß. Ansonsten gab es nur die Schlangen, aus denen sich der Körper zusammensetzte.

Suko und ich hatten den Schock überwunden. Diese Gestalt des Veränderten befand sich zwischen uns. Wir rechneten eigentlich damit, daß wir angegriffen wurden, doch das passierte nicht.

Etwas zischte, als wäre die Flamme eines Zündholzes angestrichen worden.

Im nächsten Augenblick nahmen die Körper der Schlangen andere Farben an. Aber nicht, um sich zu regenerieren, sie waren dabei, einzugehen, sie faulten.

Der Prozeß des Todes lief innerhalb weniger Sekunden ab. Es gab plötzlich keinen Widerstand mehr, dafür mehrere kleine, puffende Detonationen, als die Schlangenkörper ineinander sackten und das gesamte Gebilde zusammenfiel.

Dann war es vorbei.

Ende, Schluß, aus…

Es gab den Mann nicht mehr, es gab auch die Schlangen nicht.

Was am Boden lag, waren nicht mehr als Reste. Irgendwelche verkohlte, flattrige Asche, die aussah wie dunkler Schnee und so leicht war, als würde sie von einem Hauch weggetrieben.

Wir sahen weder Augenreste, Fingernägel, noch irgend etwas anderes, das auf einen Menschen hingewiesen hätte. Die Rache der Todesgöttin Kali war furchtbar gewesen.

Suko fand als erster die Sprache wieder. »Hast du damit gerechnet, John?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Soll ich mich schuldig fühlen? Es war der Versuch, die Silbe auszusprechen. Schon der erste Ansatz hat ihn zerstört. Ich weiß wieder einmal, welch eine Kraft hinter dieser Silbe steckt.«

Shao und Carol kehrten zurück. Viel zu erklären brauchten wir nicht. Sie sahen selbst, was geschehen war. Mochte Carol durch ihren Beruf auch noch so abgebrüht sein, dieser Anblick war zuviel für sie. Deshalb drehte sie sich um und drückte ihren Kopf gegen die Schulter der Chinesin. Sie mußte mit diesem Schock fertig werden.

Vor Minuten noch hatte hier ein Mensch gesessen, jetzt war nicht

mehr als Asche von ihm zurückgeblieben. Hatte es Sinn, nach einer Erklärung zu suchen?

Wir wußten es nicht. Es mußte von uns hingenommen werden, denn die Kräfte, die wir hier ins Spiel gebracht hatten, waren stärker als wir. Auch wenn der Inder wie ein Mensch ausgesehen hatte, er hatte tatsächlich unter dem Einfluß dieser mächtigen und unbarmherzigen Dämonengöttin gestanden und auch kein Wort gesagt, so daß wir die Spur wieder von vorn aufnehmen konnten.

»Er gehörte ihr«, sagte Suko leise. »Er war ein Teil dieser verfluchten Göttin. Keiner von uns kann sich einen Vorwurf machen. Kali hat letztendlich gesiegt.«

»Und es sind noch zwei übrig«, sagte ich.

»Glaubst du, daß sie aufgeben werden?« fragte Suko.

»Nein, sicherlich nicht. Sie sind geschickt worden. Sie werden ihre Aufgabe bis zum bitteren Ende erfüllen wollen. Den Dienern ist es egal, ob sie sterben oder nicht. Sie sehen das nicht als so eng an. Da müssen wir schon achtgeben.«

»Carol braucht Schutz.«

Keiner von uns widersprach, als Shao diese Worte gesagt hatte. Sie stand tatsächlich auf der Liste. Die andere Seite würde alles tun, um sie aus dem Weg zu räumen.

Die Journalistin selbst hatte mitbekommen, in welch einer Lage sie sich befand. Als sie redete, sprach sie gegen das Fenster, sie wollte nicht auf den Rest des Mannes schauen. »Was habe ich denn getan?« flüsterte sie, »was habe ich denn Schlimmes getan? Ich weiß es nicht. Ich… ich wollte nur die Wahrheit herausfinden. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich fuhr nach Indien, um zu dokumentieren, daß die Kinder dort in manchen Teppichfabriken seelisch und körperlich zugrunde gerichtet werden. Es ist die Pflicht einer Journalistin. Mißstände anzuklagen. Der Welt zu zeigen, wie unwürdig manche Menschen mit anderen umgehen. Was ich getan habe, ist doch kein Verbrechen.«

»Das ist es nicht«, bestätigte ich.

»Und trotzdem sollte ich sterben.« Sie schüttelte den Kopf und hob die Schultern. »Es waren drei, einer davon lebt nicht mehr. Aber die beiden anderen werden wohl so leicht nicht aufgeben, denke ich. Die Gefahr für mich existiert weiterhin.«

»Stimmt«, sagte Suko. »Deshalb brauchen Sie Ihre Koffer gar nicht erst auszupacken. Sie werden und müssen auch aus dieser Wohnung verschwinden. Hier dürfen sie keine Minute allein bleiben.«

»Wo soll ich denn hin?« flüsterte sie stotternd.

»Zu uns!«

»Wie bitte?«

»Wir nehmen Sie für die Dauer des Falls auf.«

»Aber das geht doch nicht. Ich kann in eine Pension oder in ein Hotel gehen und dort abwarten…«

»Das wäre nicht sicher. Man wird Ihnen auf den Fersen bleiben, man wird Sie auch finden, denke ich, denn diese Personen sind gefährlich. Sie geben nicht auf. Deshalb brauchen Sie Schutz.«

Carol überlegte einen Moment. Sie wirkte auf uns dabei ziemlich geistesabwesend. Dann fragte sie: »Und diesen Schutz werden Sie uns geben können, Inspektor?«

»Aber immer.« Suko hatte sehr selbstbewußt gesprochen, aber er hatte Carol davon nicht überzeugen können. »Vielleicht haben wir Glück gehabt. Bei einem zweiten Angriff werden sie sicherlich vorsichtiger sein. Davon bin ich überzeugt.«

»Aber auch wir sind gewappnet«, sagte ich lächelnd.

Carol überlegte einen Moment, bevor sie nickte. »Also gut, ich werde mich in mein Schicksal fügen.«

Bei uns erntete sie ein leises Lachen. »So schlimm wird das Schicksal nicht sein«, sagte ich.

»Es war auch nur so dahingesagt. Warten Sie einen Moment, bitte. Ich hole nur das Nötigste.«

»Okay.«

Sie verschwand und ließ uns zurück. Das Schweigen war bedrückend. Jeder hing seinen Gedanken nach. Wir wußten, wie heimtückisch und gefährlich unsere Gegner waren und konnten davon ausgehen, diesen Fall noch nicht gewonnen zu haben…

***

Mandra Korab war bereits früh am Morgen aufgestanden, hatte ein Bad genommen und sich dabei Zeit gelassen, um seine Gedanken in der Wanne liegend zu ordnen. Er entspannte sich, es kam bereits einer Meditation gleich, wie er im Wasser lag und das Gefühl hatte, eins mit diesem Element zu werden.

Für ihn waren diese Minuten der Muße das erste Plus des Tages.

Er genoß es, mit sich und der Welt allein zu sein. So konnte er nachdenken, den Tag planen und ihn sich einteilen.

Das war bisher so gewesen.

Hier wußte er nichts.

Wie der Tag ablaufen würde, lag nicht allein an ihm. Da kamen zahlreiche Puzzlestücke zusammen, die sich letztendlich zu einem Ganzen formierten. Dabei hoffte er nur, das Richtige zu tun und dieses Bild nicht in ein schiefes Licht zu rücken.

Es hatte keinen Sinn, sich weiterhin Gedanken zu machen. Auf der Liste stand ein Mann namens Adsam Rasani. Korab hatte nicht vor, sich bei dem Importeur anzumelden, er würde unerwartet bei ihm erscheinen, und er würde sich auch nicht abweisen lassen. Da

vertraute er voll und ganz auf seine Stärke.

Die Hand- und Badetücher waren dem Luxus des Hotels entsprechend. Sehr groß, wunderbar flauschig, sie dufteten, man fühlte sich in ihnen einfach wohl.

Später zog sich Mandra an.

Er lächelte, als er einen flachen Koffer öffnete, in dem er seine Waffen transportiert hatte. Es war ein Gürtel mit sieben Dolchen. Mandra hatte den Status eines Diplomaten, sein Gepäck war nicht kontrolliert worden. Er schnallte den Gürtel um und rückte die mit Dolchen gefüllten Schlaufen so, daß sie ihn nicht störten, als er den weichen Gürtel angelegt hatte.

Der hochgewachsene Inder war zufrieden. Siebenmal schlang er den Turban um seinen Kopf. Nicht jeder trug ihn auf diese Art und Weise. Bei Mandra war es das Zeichen dafür, daß er einer besonderen Kaste angehörte. Es war die der Maharadschas, der ehemaligen Herrscher Indiens. Tatsächlich gehörte Mandra dazu. Aber er bildete sich nichts darauf ein, er lebte auch nicht so wie eben diese Herrscher, die in der letzten Zeit immer mehr an Einfluß gewannen. Da die Politik oft genug versagte, wandten sich die einfachen Menschen wieder ihren Herrschern zu, um sich von ihnen die Lösungen für ihre Probleme präsentieren zu lassen – oder auch nicht.

Mandra Korab war einer der ersten Gäste, die den Frühstücksraum betraten, und man bediente ihn rasch und höflich.

Fleisch aß er nicht. Mandra lebte von Müsli und Obst. Er aß ruhig, er nahm sich Zeit, und er wirkte dabei wenig europäisch. Menschen wie er standen dem Leben eben anders gegenüber.

Anschließend fuhr er noch einmal hoch in sein Zimmer und steckte einen kleinen Notizblock ein. Zufrieden mit sich verließ er das Hotel, man winkte ihm einen Wagen heran und er nannte eine Adresse, die den Fahrer wunderte. Es kam wohl nicht oft vor, daß sich ein Gast aus einem derartigen Hotel in das Hafengebiet fahren ließ.

Einen Kommentar hörte Mandra aber nicht. Er saß im Fond, die Augen hielt er halb geschlossen, und er dachte über die nahe Zukunft nach. Seine Freunde hatte er nicht angerufen. Sie wußten sowieso Bescheid. Zudem wollte er nicht Gefahr laufen, irgendwelchen Bitten nachzugeben, denn sicherlich hätten ihn John und Suko bei seinem Besuch gern begleitet. Das aber war nicht in seinem Sinne. Gewisse Risiken wollte er so klein wie möglich halten.

In London rollte wieder einmal der Verkehr ohne Ende. Der Fahrer hatte es nicht leicht, durchzukommen. Immer wieder steckten sie fest, immer wieder fluchte er, doch der im Fond sitzende Gast nahm es gelassen hin. Er schaute auf die Themse, als sie die London Bridge überquerten, und er sah das Wasser wie einen silbergrauen Strom in seinem Flußbett gefangen unter sich liegen.

Hinter der Brücke, an der London Bridge Station gerieten sie wieder in einen Stau. Normalerweise hätten sie es in wenigen Minuten bis zum Ziel geschafft, so aber benötigten sie beinahe eine halbe Stunde, bevor sie das Firmengelände erreichten.

»Bitte nicht hinauffahren. Halten Sie hier außen am Tor.«

»Wie Sie wünschen.«

Mandra zahlte, bedankte sich noch mit einem großzügigen Trinkgeld und sah, daß der Fahrer auch lächeln konnte.

Der Firmensitz bestand aus einem Gebäude. Nicht sehr hoch, dafür langgestreckt. Eine Mischung aus Büro und Lager, wobei sich die Büros an der linken Seite befanden, allein daran zu erkennen, daß die Wand von mehreren Fenstern unterbrochen wurde.

Am Eingang befand sich auch der normale Parkplatz. Dort standen die Wagen der Mitarbeiter. Die Lastwagen mußten einen Bogen fahren, um an eine breite Rampe zu gelangen, wo sie be- oder entladen werden konnten.

Mandra Korab fiel der Rolls auf. Perfekt geputzt stand er in der breiten Parktasche. Die Sonne spiegelte sich auf seinem Chrom und Blech, als wollte sie den Wagen besonders anleuchten.

Verschiedene Hinweisschilder wiesen die Besucher zu den entsprechenden Bereichen. Mandra interessierte sich nicht dafür. Er wußte genau, wo er hinzugehen hatte.

Mit sicheren Schritten betrat er den Bereich des normalen Eingangs und stieß die Glastür auf.

Wie bei jeder anderen Firma auch, so gab es hier ebenfalls einen Empfang. Eine junge Dame saß dort, die aber telefonierte, so blieb Mandra vor dem Tresen stehen.

Geduldig wartete er, bis die Frau das Gespräch beendet und aufgelegt hatte.

»Guten Tag, Sir, was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte zu Mr. Rasani.«

»Zum Chef?« Sie fragte es beinahe erschreckt.

»Ja.«

»Wie ist Ihr Name, Sir?«

Mandra sagte ihn.

»Gedulden Sie sich bitte einen Augenblick. Ich werde mit dem Vorzimmer telefonieren.«

»Ja, tun Sie das.« Mandra drehte sich vom Tresen weg und schaute sich in der Halle um. Es war wie bei vielen Firmen, auch hier waren die Produkte ausgestellt worden, mit denen Rasani handelte. Die Teppiche bedeckten die Wände, waren aber durch Glas geschützt, und Mandra Korab, zwar kein Kenner, aber immerhin ein Fachmann, schaute sich die Muster interessiert an. Er sah schon auf den ersten Blick, daß diese ausgestellten Einzelstücke von Künstlern hergestellt

worden waren. Jeder Teppich hatte ein anderes Motiv, das sich mit der indischen Mythologie beschäftigte. So waren Monstren, Dämonen, aber auch Götter zu sehen. Auf einem Teppich entdeckte der Inder sogar eine stilisierte Abbildung der Göttin Kali. Selbst die um ihren Hals hängende Kette aus Menschenköpfen war Teil des Musters. Mandra registrierte es, und er stellte sich selbst die Frage, ob er ein derartiges Motiv schon in seiner Heimat gesehen hatte. Das war nicht der Fall, zumindest konnte er sich nicht daran erinnern.

Dieser Teppich aber gab ihm die Gewißheit, daß Adsam Rasini in einer bestimmten Verbindung zu der Todesgöttin stand.

»Sir…?«

»Ja!« Mandra drehte sich um. Er ging die wenigen Schritte bis zum Empfang und blieb dort stehen.

Die Frau schaute ihn etwas unsicher an. Es war wohl der Eindruck, den Mandra hinterließ. »Sie sind nicht angemeldet, wie mir aus dem Vorzimmer gesagt wurde.«

»Stimmt.«

»Ja und… ahm … jemand wird hier erscheinen und sich um Sie kümmern.«

»Das ist nett.«

»Es ist nicht der Chef.«

Mandra lächelte schmal. »Das hatte ich mir schon gedacht.«

Dieser Jemand war schnell da und entpuppte sich als Landsmann von Mandra Korab. Ein kleiner Mensch, der zu Mandra hochschauen mußte. Er hieß Sakira, trug einen blauen Anzug und ein weißes Hemd darunter. Die Krawatte war stark gemustert, sie gefiel Mandra nicht.

Beide nahmen auf einer Sitzgruppe Platz. »Adsam Rasani ist sehr beschäftigt wie Sie sich vorstellen können, Mr. Korab. Da Sie jedoch ein Landsmann sind, bin ich zu Ihnen gekommen. Wenn Sie mir sagen würden, um was es geht, könnte ich einen Termin vereinbaren.«

»Nein, das werde ich Ihnen nicht sagen. Ich möchte mit dem Chef selbst sprechen.«

»Aber das ist ohne Voranmeldung nicht möglich.«

»Tatsächlich nicht?«

»Ja.«

Mandra lächelte. Und während er lächelte, schaute er diesen Sakira nur an. Der versuchte noch, dem Blick der unergründlich und faszinierenden Augen zu entgehen, das aber war ihm nicht möglich.

Mandras Blick hielt ihn gefangen oder gefesselt, er nahm dem Mann den eigenen Willen. Sakira mußte das Gefühl haben, in einen tiefen Schacht zu sinken, das wußte Mandra aus Erfahrung.

»Wann bringen Sie mich zu Ihrem Chef?«

Sakira keuchte. Er strich über seine Stirn. Dann nickte er. »Wir werden sofort gehen.«

»Ich danke Ihnen.«

Die beiden Männer erhoben sich zugleich und schritten auf eine Glastür zu, verfolgt von den verwunderten Blicken der Empfangsdame, die nicht damit gerechnet hatte, daß der Besucher zum Chef persönlich gebracht wurde.

Sie konnten zwischen einer Treppe und einem Fahrstuhl wählen.

Sie entschieden sich für den Lift.

Sakira sprach nicht. Er stand Mandra gegenüber. Der Ausdruck in seinen Augen war ein anderer geworden, und in der Tat hatte ihn der Mann aus Indien hypnotisiert. Er würde nichts unternehmen, zu dem Mandra nicht die Einwilligung gegeben hatte.

In der ersten Etage stiegen sie aus.

Ein sehr nüchterner Gang mit weißen Wänden nahm sie auf. In diesem Bereich wurde gearbeitet. Hinter den Türen hörte Mandra die Stimmen der Mitarbeiter wenn sie telefonierten. Er vernahm auch das leise Rattern der Drucker und die Geräusche der Schreibmaschinen. Seine Sinne waren voll und ganz auf die Umgebung konzentriert.

Sakira ging vor ihm her wie ein Zwerg, der den Riesen zu seiner Höhle führt.

An der vorletzten Tür blieben sie stehen. Mandra erwischte einen Blick auf das Schild neben der Tür. Er las, daß Sakira der Assistent war, vielleicht auch so etwas wie ein männlicher Sekretär.

Das Büro war klein. Muster von Teppichen hingen an den Wänden. Es roch nach Wolle, und auch auf dem Schreibtisch stapelten sich die Muster.

»Ich finde den Weg allein, Sakira. Sie können sich setzen.«

»Sehr wohl.« Wie ein gehorsames Kind nahm der Inder hinter seinem Schreibtisch Platz, den Blick nach vorn gerichtet. Mandra sah nicht ein, daß er ihn schon jetzt aus seinem Zustand erlöste, er wollte erst mit Rasani persönlich reden.

Dabei bewahrte er die Regel der Höflichkeit, klopfte an die seitliche Tür und hörte auch den schwachen Widerhall einer Männerstimme. Der Inder trat ein.

Wenn er überrascht war, ließ er es sich zumindest nicht anmerken.

Das Büro war sehr groß, und daß hier Teppiche verkauft wurden, bekam der Kunde spätestens hier mit aller Deutlichkeit präsentiert.

Nicht allein, daß der Boden von mehreren Teppichen bedeckt war, sie hingen auch an den Wänden, wo auf Bilder verzichtet wurde. Es gab Sitzkissen, die sich im Raum verteilten, aber auch eine Couch, die eigentlich keine war, sondern mehr einem orientalischen Diwan glich. Im Vergleich dazu wirkte der Schreibtisch des Adsam Rasani direkt störend.

Rasani wunderte sich über den Besuch, wartete ab, bis Mandra die Tür geschlossen hatte, und erhob sich dann langsam aus seinem

Sessel.

Der Ankömmling wußte sofort, daß Rasani und er nie Freunde werden konnten. Die Körperchemie stimmte einfach nicht. Die Strömungen waren zu verschieden, das stellte Mandra Korab nur am Rande fest. Rasani selbst war für ihn wichtiger.

Er war etwas größer als sein Assistent. Das Haar lag sorgfältig gescheitelt auf seinem Kopf. Es war ebenso dunkel wie die Augen, die in dem fleischigen Gesicht aussahen wie Tropfen. Eine fleischige Haut, ein Mund mit etwas dicken Lippen, zu dem das dünne Menjou-Bärtchen eigentlich nicht paßte. Ein beiger Anzug, ein blaues Hemd, eine schwere Seidenkrawatte und die Ringe an den Fingern des Mannes zeigten von einem gewissen Reichtum.

Schon beim Eintreten hatte Mandra die meisten Einzelheiten des Büros registriert. So war ihm auch die kleine, auf dem Schreibtisch stehende Figur aufgefallen, von der er allerdings nur den Rücken sah. Sie war so plaziert worden, daß sie einen Schnittpunkt bildete, der den Schreibtisch in zwei Hälften teilte.

Mandra war vorgegangen und blieb stehen, als Rasani den Mund öffnete. »Wer sind Sie?«

»Hat Ihnen Ihr Assistent das nicht gesagt?«

»Nein.«

»Dann will ich mich Ihnen gern vorstellen. Mein Name ist Mandra Korab. Wie unschwer zu erkennen ist, sind wir beide Landsleute, und ich komme tatsächlich aus unserer Heimat und bin gestern auf dem Flughafen Heathrow gelandet.«

»Um mich zu besuchen?«

»Inzwischen ja.«

Rasani verstand den Doppelsinn der Worte nicht. Er sah in Mandra einen normalen Geschäftspartner und benutzte deshalb die üblichen Floskeln.

»Es ist schade, Mr. Korab, Sie hätten sich wirklich anmelden sollen. Meine Zeit ist leider begrenzt. Ich muß in einer Stunde zu einem Termin und den kann ich nicht absagen?«

»So lange wird es nicht dauern.«

Rasani hob die Schultern. »Nun ja, einige Minuten könnte ich Ihnen geben. Wenn wir uns setzen wollen…«

»Das ist nicht einmal nötig.« Mandra ging auf und ab. Er tat so, als würde er sich für die Teppiche interessieren, bewunderte sie, nickte hin und wieder und fühlte sich auch vom Chef der Firma beobachtet.

»Es sind wunderbare Stücke darunter. Wenn Sie sich die Muster anschauen und sich für bestimmte entscheiden wollen, garantiere ich Ihnen eine kurze Lieferzeit.«

Mandra blieb stehen und nickte. »Sie haben also die Arbeitskräfte in unserem Heimatland im Griff.«

»Das versteht sich. Meine Verbindungen sind ausgezeichnet. Ich arbeite für die größten Kaufhäuser des Landes, es gab nie Beschwerden, nie Lieferschwierigkeiten. Termine sind dazu da, eingehalten zu werden. Selbst ich als Orientale habe mir dies zum Geschäftsprinzip gemacht und bin damit gut gefahren.«

»Auf wessen Rücken?«

Rasani begriff nicht. »Wie meinen Sie?«

Mandra drehte sich langsam um. »Auf wessen Rücken setzen Sie die Termine fest. Wer muß dafür arbeiten und zerstört seine Gesundheit? Kinder, mein lieber Landsmann! Die Kinder in Indien schuften sich beinahe tot. Sie sind Gefangene in den Fabriken, sie werden gehalten wie Tiere, und nicht wenige schlafen sogar an den Knüpfstühlen.«

Adsam Rasani gab keine Antwort. Er war wohl zu überrascht, denn daß sich die Unterredung in diese Richtung hin entwickeln würde, damit hätte er nie gerechnet. Als sein Blick einen lauernden Ausdruck bekam, wußte Mandra, daß er sprechen würde, und er hatte sich nicht geirrt.

»Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?«

»Das habe ich Ihnen gesagt.«

»Wollen Sie mit mir ein Geschäft machen oder über Moral diskutieren, die man in Asien anders sieht als hier?«

»Sieht man sie dort anders?«

»Natürlich!«

»Nein, nicht direkt. Man kann sie nicht anders sehen, weil man keine Alternativen hat. So und nicht anders ist es, Mr. Rasani. Und diese Moral wurde von Menschen wie Ihnen erst gemacht. Wenn Sie nicht die Teppiche importieren würden, sähe es ganz anders aus. Sie bringen wertvolle Teppiche preiswert auf den Markt, und das können Sie nur, weil eben Kinder für Sie arbeiten. Ob diese Jungen und Mädchen daran zugrundegehen, interessiert Sie doch einen Dreck!«

Mandras Stimme hatte scharf geklungen. Rasani war sprachlos geworden, aber er nickte plötzlich. Der lauernde Ausdruck in seinem Gesicht verstärkte sich. »Jetzt weiß ich, woher sie alle diesen Unsinn haben. Ich kann es mir sehr gut vorstellen.«

»Sagen Sie es mir.«

»Von einer Frau.«

»Nein, ich lebe selbst in Indien, und…«

»Hören Sie auf! Von dieser Carol Deep, dieser Reporter-Schlampe. Von ihr und keiner anderen. Haben Sie diese Schnüfflerin in Indien kennengelernt?«

»Ich gebe zu, daß ich Sie kenne.« Mandra sprach mit ruhiger Stimme. »Das aber ändert nichts an der Tatsache, daß ich Kinderarbeit verachte.«

Adam Rasani überlegte wenige Sekunden. Er kam sich vor wie ein

Feldherr in seiner Kommandozentrale. Und so sah auch seine Gestik aus, als er den rechten Arm hob, den Finger noch ausstreckte und auf die Tür wies. »Gehen Sie, Korab! Verschwinden Sie aus meinem Büro und aus meiner Firma. Oder ich lasse Sie wegschaffen!«

»Tatsächlich?«

»So ist es.«

»Von wem?« Mandra lächelte kalt. »Etwa von den Dienern der Göttin Kali? Wollen Sie, daß auch mich eine Schlange angreift, sich durch meinen Mund schiebt und mir die Eingeweide zerreißt? Wollen Sie das, Mr. Rasani?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Es passierte am Flughafen. Sie sollten es zugeben. Nur klappte der Plan nicht ganz. Die Schlange erwischte eine falsche Person und nicht die, die auf Ihrer Liste steht. Carol Deep hat in Indien sehr gut recherchiert, sie ist über die Kinderarbeit informiert, und sie hat die Verbindungen zwischen Ihnen und den Fabriken der Teppichknüpfer genau dokumentiert. Wenn diese Aufnahmen über die Bildschirme laufen, und das werden sie, sind Sie geschäftlich am Ende. Da werden es sich selbst die Großkunden überlegen, ob sie noch bei Ihnen Ware bestellen. Ich kenne mich in der Meinung der Öffentlichkeit auf, Mr. Rasani, und ich gebe Ihnen den guten Rat, endlich Schluß damit zu machen. Auch die Verbindung zur Todesgöttin Kali wird Ihnen dabei nicht helfen. Sie sollten daran denken, daß wir uns nicht in Indien befinden. Hier hat Ihre Macht Grenzen.«

»Gehen Sie!«

»Nein!«

Rasani holte tief Luft. »Ich rate Ihnen zum letztenmal. Verschwinden Sie endlich.«

»Und was ist, wenn ich mich weigere? Werden Sie mich töten, Mr. Rasani? Sie würden wohl den Versuch unternehmen. Da sind Sie eiskalt, aber ich bin gewappnet. Den Rat gebe ich Ihnen. Zudem brauchen Sie nicht auf Ihren Assistenten zu vertrauen, der steht noch immer unter meiner Kontrolle.«

Rasani stand unter Strom. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Er schien endlich eingesehen zu haben, daß er mit seiner Art gegen den Besucher nicht ankam.

Blitzschnell drehte er sich um.

Mandra ließ ihn. Er schaute nur zu, wie Rasani über den Schreibtisch hinweggriff und die kleine Figur an sich riß. Er drehte sie so, daß Mandra sie anschauen mußte, und er starrte die Gestalt der Todesgöttin Kali an.

Sie war der Schrecken an sich. Selbst als stilisierte Holzfigur gab sie einiges davon ab, und sie zeigte als Grundfarben die beiden unterschiedlichen Töne Schwarz und Weiß.

Kali oder Parwati, auch Schiwas Gemahlin, war hier in einem ihrer schrecklichsten Aspekte konkretisiert worden. Ein schwarzes Gesicht, vier Arme, dazu rote Augen und Handflächen, die aber nicht sofort auffielen und wohl das Blut der zahlreichen Opfer dokumentieren sollten. Verfilzte, blutbefleckte Haare, eine aus dem Maul heraushängende Zunge, die tief in das Oval der aus Totenschädeln bestehenden Kette hineinreichte.

Nur eine Holzfigur, aber dennoch in ihrer Abscheulichkeit bestechend. Rasani hielt sie seinem Besucher entgegen. »Sie haben recht!« zischte er. »Sie haben so verdammt recht, Korab. Ja, ich verlasse mich auf die Göttin! Ich bin ihr Diener, ich stehe unter ihrem Schutz und ihrem Stern. Denn sie hat für meinen geschäftlichen Erfolg gesorgt. Sie ist es gewesen, die mich an die Spitze gebracht hat, und ich werde ihr dafür immer und ewig dankbar sein.«

»Es ist nicht gut, wenn sich Menschen mit der Todesgöttin einlassen. Das sollten Sie wissen.«

»Nicht für Sie Korab, für mich.« Die Augen des Mannes glänzten.

»Wissen Sie, daß in dieser kleinen Figur die Kraft der Göttin steckt? Daß alles, was Sie hier sehen, von ihrer einzigartigen Macht durchdrungen ist. Für Sie ist sie nur eine Figur, ein künstlerisch gestaltetes Stück Holz, aber für mich ist sie mehr. In ihr steckt nicht allein die Kraft, dieses Holz ist mit ihrem eigenen Blut getränkt worden. Es wurde darin gebadet, und aus diesem Grunde stellte sie einen Machtfaktor dar, der alles aus dem Weg räumt, was mir Schwierigkeiten bereiten will. Auch Sie zähle ich dazu.«

»Sie verlassen sich darauf?«

»Ja.«

»Und sie hat schon dafür gesorgt, daß sich Ihre Feinde reduzierten?«

Rasani nickte heftig. »Das kann ich Ihnen schwören. Sie hat es getan, sie ist ein Wunder, an das ich glaube. Und Sie werden ebensowenig eine Chance haben wie die anderen. Diese Göttin ist mein Schutz, mein Leibwächter. Sie wird auch indirekt dafür sorgen, daß dieser Bericht nicht erscheint. Respekt davor, daß Sie sich in die Höhle des Löwen gewagt haben, Korab, aber ohne meinen und ihren Willen hat diese Höhle noch nie jemand lebend verlassen. Ich habe Sie gewarnt, und Sie haben diese Warnungen nicht zur Kenntnis genommen. Sie werden dafür bezahlen müssen, das schwöre ich Ihnen.«

Mandra schwieg.

Aber er spürte die Gefahr.

Etwas zwischen ihm und Rasani hatte sich verändert. Das Gesicht des Teppichhändlers war zu einer bösen Fratze geworden. Er warf plötzlich beide Arme hoch, sprach dabei einen Fluch und schleuderte die Figur einfach von sich.

Mandra duckte sich. Er wurde nicht getroffen, aber er sah, wie die

stilisierte Göttin aufschlug.

Einen Moment später zischte rauchiger Nebel hoch. Er hörte einen bösen Schrei, die Figur wuchs an, und sie stand plötzlich in all ihrem Schrecken und in Lebensgröße vor der Tür.

»Das ist dein Tod!« versprach Rasani ihm…

***

Am nächsten Morgen waren auch wir früh auf den Beinen. Zumindest ich war zeitig aufgestanden, und ich ging davon aus, daß es auch nebenan geschehen war.

Wir hatten uns zum Frühstück verabredet, und ich läutete nach dem Duschen kurz durch.

Shao hob ab.

»Aha, ihr seid schon auf den Beinen. Guten Morgen.«

»Hi, John.«

»Und?«

»Es geht.«

»Was geht?«

Sie lachte. »Wir haben unsere Freundin gut bewacht, und es ist auch nichts weiter geschehen.«

»Das beruhigt mich.«

»Du willst sicher wissen, wann das Frühstück fertig ist.«

»Genau.«

»Wenn du willst, kannst du kommen.«

»Wunderbar, Shao, ich hatte auch von einer Perfektionistin nichts anderes erwartet.«

»Hör auf. Nicht am frühen Morgen, sonst fällt mir gleich der Staub von der Decke.«

»Bis gleich.«

Ich war einigermaßen zufrieden. Zumindest fing der Morgen nicht so an, wie der Abend aufgehört hatte. Wir befanden uns in einer relativ guten Lage, denn wir brauchten nicht anzugreifen, das konnten wir durchaus der anderen Seite überlassen.

Da sie einen ihrer Diener verloren hatte, würde sie sich darauf einstellen und bei einem zweiten oder dritten Angriff vorsichtiger zu Werke gehen. Natürlich auch raffinierter, so konnten wir durchaus damit rechnen, daß man uns einen Hinterhalt gelegt hatte.

Mich interessierte auch die Meinung meines Freundes Mandra Korab. Wir hatten ihn noch in der Nacht angerufen und ihn über diesen Überfall aufgeklärt. Er hatte es zur Kenntnis genommen und uns klargemacht, daß er von seinem Plan, dem Besuch bei Rasani, nicht abweichen wollte. Ein Mann wie er ging immer direkt in die Höhle des Löwen.

Ich schloß meine Wohnung ab und brauchte nur eine Tür weiter zu

gehen, dort lebten Shao und Suko. Mein Freund öffnete. Er sah etwas müde aus. »Ist was mit dir?«

»Mir fehlt nur Schlaf.«

»Das mußt du durchstehen.«

»Klar, ich liebe es.«

Ich war schon vorgegangen, und Suko schloß hinter mir die Tür.

Carol Deep begrüßte mich mit einem zaghaften Lächeln und reichte mir die Hand. Auch sie hatte schlecht geschlafen. Unter ihren Augen zeichneten sich Ringe ab. Ich munterte sie auf, indem ich von Shaos Kaffee schwärmte, der Tote erwecken konnte.

»Dann wird es bei Halbtoten wohl auch klappen«, sagte Carol und bewies damit ihren Humor.

»Das sowieso.«

Shao kam mit dem Kaffee. Er war für Carol und mich. Sie und Suko tranken lieber Tee.

Seit Shaos Rückkehr war dieses Getränk wieder favorisiert worden. In den Monaten zuvor hatte sich Suko schon mehr an den Kaffee gewöhnt. Wir saßen um den Tisch, schwiegen zunächst, und erst als Carol sich die zweite Tasse einschenkte, ergriff sie das Wort.

»Jetzt geht es mir etwas besser, aber ich darf nicht daran denken, welcher Tag vor mir liegt.«

»Klären Sie uns auf«, bat ich sie.

Sie hob die Schultern. »Ich hatte vor, in den Sender zu fahren und den Bericht zu schneiden. Vertonen will ich ihn auch noch, denn er soll übermorgen über den Sender laufen. Mein Chefredakteur hat mir fünfzehn Minuten überlassen, das ist sehr viel. Zudem läuft er in der besten Sendezeit. Ich hoffe, daß er die Menschen nachdenklich macht, damit sie diese Geschäftspraktiken nicht unterstützen.«

»Das ist knapp!« stimmte ich zu.

»Und ob.« Sie starrte über den Tisch hinweg. »Ich könnte es ja schaffen, wenn nicht dieser verdammt Druck wäre. Ich muß immer damit rechnen, von den beiden Indern angegriffen zu werden.«

»Mit anderen Worten, Sie benötigen Schutz«, sagte ich.

»Das meine ich.«

»Dann sollte einer von uns in ihrer Nähe bleiben.« Aber Wer?

Suko und ich schauten uns an. »Sollen wir das Los entscheiden lassen?«

»Wäre nicht übel.«

»Und was macht der andere inzwischen?«

»Rasani?«

Suko lächelte dünn und griff nach einer Scheibe Toast. »Um ihn will sich Mandra kümmern.«

»Es könnte von Vorteil sein, wenn ihm ein anderer den Rücken deckt.«

Suko belegte die Scheibe mit Rührei. »Wenn ich deine Worte richtig interpretiere, gehst du davon aus, daß diese Fabrik gewisserma ßen die Höhle des Löwen ist.«

»Das denke ich.«

»Würde mich auch reizen!« Suko biß nach diesen Worten in seinen Toast.

Shao griff als Schlichterin ein. »Ihr redet um den heißen Brei herum«, erklärte sie. »Da ihr losen wollt, werde ich es in die Hand nehmen.« Sie griff nach einem eingepackten Zuckerwürfel und versteckte die Hände auf dem Rücken. »Wer rät, in welcher Hand ich ihn versteckt habe, der fährt zu Rasani. Einverstanden?«

Wir nickten.

»Du zuerst, Suko.«

»Nein, John zuerst.«

»Himmel! Stell dich nicht an wie ein Kind.«

»Links«, sagte ich.

Shao legte den Unterarm auf den Tisch. Sie hielt die Hand noch geschlossen, öffnete die Faust – und wir schauten auf den viereckigen Zuckerwürfel.

»Also du, John.«

Ich grinste, Suko verzog das Gesicht, fügte sich aber in sein Schicksal.

»Sind Sie jetzt sauer?« fragte Carol.

»Nein, nein, auf keinen Fall. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Ich habe nur den Eindruck, daß es verdammt gefährlich werden kann, und ich wäre auch gern dabeigewesen.«

»Vorbei ist vorbei.«

»Ich beschwere mich auch nicht.«

Allmählich spürte auch ich Hunger und sorgte dafür, daß ich etwas in den Magen bekam. Ich hatte mich für Vollkornbrot mit Schinken entschieden, trank Kaffee und schielte dabei hin und wieder auf meine Uhr, denn ich dachte daran, Mandra Korab anzurufen. Ich wollte ihm natürlich mitteilen, daß auch ich in der Fabrik erscheinen würde.

Die Telefonnummer des Hotels suchte ich mir heraus, nahm den tragbaren Apparat mit an den Tisch, wählte und ließ mich mit dem Zimmer des Inders verbinden.

Dort hob niemand ab, der Ruf kehrte wieder zurück zur Zentrale, wo ich dann bat, im Frühstücksraum nachzuschauen. Um diese Zeit saß er bestimmt am Tisch.

Es brauchte nicht erst zu geschehen. Ich bekam mit, wie sich jemand im Hintergrund meldete und erklärte, daß ein Mr. Korab das Haus vor wenigen Minuten verlassen hatte.

Obwohl mir die Auskunft nicht gefiel, bedankte ich mich dafür und schaltete den Apparat ab.

»Nun?«

»Er ist schon weg, Shao.«
»So früh?«
»Mandra war und ist ein Mensch der schnellen Entschlüsse. Er schiebt niemals etwas auf die lange Bank. Ich werde ihn wohl in Rasanis Firma treffen.«
»Wann willst du los?«
Ich leerte meine Tasse. »Jetzt. Ich möchte wirklich keine Sekunde verlieren.«
»Okay. Aber wir hören von dir«, sagte Suko.
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Ich verabschiedete mich von Carol Deep etwas länger und riet ihr, die Augen offenzuhalten. Gleichzeitig machte ich ihr klar, daß sie sich bei Suko in den besten Händen befand. Dann wurde es Zeit für mich, und ich verließ die Wohnung.
Der Rover stand unten in der Tiefgarage. Da ich den Londoner Verkehr kannte, würde es ziemlich lange dauern, bis ich die Firma erreichte. Da hatte ich Zeit genug, von unterwegs im Büro anzurufen, um den neuesten Stand der Dinge durchzugeben.

***

Sieben Dolche!
Sieben magische Dolche steckten in den Scheiden des Gürtels. Sie waren Mandras Waffen, und es waren keine normalen Dolche, denn sie hatten eine ebenso mystische wie geheimnisvolle Herkunft.
Die Waffen sahen auch anders aus als welche, die man in einem Geschäft kaufen konnte. Die Klingen waren pechschwarz und schmal, während die Griffe in einem dunklen, geheimnisvollen Blutrot leuchteten, ähnlich wie der Blutstein, der sich im Besitz des Vampirs Mallmann befand. Das Rot in den Griffen war nicht fest, es wirkte wolkig, und es schien sich permanent zu bewegen.
Natürlich waren es keine normalen Dolche. So wie sie aussahen, hatten sie eine Geschichte. Die Legende berichtete, daß sie dem Gott Wischnu gehört hatten. Und Wischnu soll sie aus den Armen sterbender Dämonen geformt haben, die der Göttin Kai und dem Götzen Schiwa gedient hatten. Wischnu hatte sie an sich genommen und sich damit gegen seine Feinde gestellt. Als er den Kampf schließlich gewonnen hatte, da hatte er auch die Dolche zur Seite gelegt und war auf seinem Adler Garuda davongeritten.
Für Mandra Korab waren diese Dolche ungemein wichtig. Mittel, um die Götter Kali auszuschalten, gab es kaum, bis auf diese Waffen und auf die Heilige Silbe.
Jetzt brauchte Mandra die Dolche!
Kali stand vor ihm.
Lebensgroß, überaus häßlich. Sie stank nach altem Blut, in dessen

Geruch sich auch der Gestank des Moders vermischte. Er drang entweder aus ihren verfilzten, blutigen Haaren oder aus der halb vermoderten Gesichtshaut.

»Kali…!« brüllte Rasani, und er legte in diesen Laut sogar eine tiefe Sehnsucht hinein. »Laß mich nicht im Stich. Sorge dafür, daß du meinen Feind tötest. Tu es! Hilf mir!«

Sie würde es tun, davon war auch Mandra Korab überzeugt. Und er würde sich dagegen stemmen.

Mit der rechten Hand griff er nach der ersten Klinge. Er wollte diese lebende Figur erst gar nicht zum Angriff auf ihn kommen lassen, aber er hatte trotz allem einen Fehler gemacht. Er hätte dem Teppichhändler nicht den Rücken zudrehen sollen. Männer wie er nutzten so etwas aus.

Auch seine Hand bewegte sich.

Nur zog er keinen Dolch hervor, sondern eine Pistole, die unter seinem hellen Anzug kaum auffiel, weil sie sich ebenso anschmiegte. Er zeigte seinen Triumph nur durch ein teuflisches Lächeln, und das war lautlos.

Bevor Mandra Korab den ersten Dolch noch aus der Scheide gezogen hatte, streckte Rasani die rechte Hand mit der Waffe aus.

Er zielte auf Mandras Rücken.

Dann schoß er.

Die Kugel traf.

Und Mandra Korab fiel wie ein gefällter Baumstamm zu Boden…

***

Carol Deep hatte drei Tassen Kaffee geleert, nur eine kleine Schnitte Brot gegessen und sich anschließend eine Zigarette angezündet.

Während sie rauchte, bat sie um das Telefon, das Shao ihr reichte.

»Danke, ich muß beim Sender anrufen, Shao, und ich hoffe, daß ich um diese Zeit schon jemand erreiche.«

»Morgens läuft doch ein Programm.«

»Ja, aus der Konserve. Unsere Redakteure fangen zumeist ziemlich spät an. Aber Rodney hat mir trotz seiner Spätschicht versprochen, daß er wieder früh beim Sender sein will.«

»Viel Glück.«

»Das brauche ich auch.« Sie wählte, während Shao und Suko gemeinsam den Tisch abräumten. Alles in ihrer Wohnung wirkte so normal, auf heile Welt getrimmt, es wäre für einen Zuschauer schlecht vorstellbar gewesen, daß sie sich mit magischen, mystischen und auch oft unerklärlichen Phänomenen beschäftigte.

Es läutete an der anderen Seite durch und durch. Carol saß wie auf heißen Kohlen. Den Glimmstengel hatte sie ausgedrückt. Immer wieder fuhr sie durch ihr kurzes Haar, sprach den Apparat an und bat

ihn quasi, daß sich jemand auf der anderen Seite melden möge.
Und das geschah tatsächlich.
Sie hatte die Hoffnung beinahe schon aufgegeben, als sie eine verschlafen und knurrig klingende Stimme hörte, die ihr trotzdem ein Lächeln auf die Lippen zwang.
»Bist du es, Rod?«
»Wer sonst?«
»Schon da?«
»Ich bin nie weg gewesen.«
»Tatsächlich?«
»Ja, du Traum meiner schlaflosen Nächte. Niemand wartet auf mich, niemand vermißt mich, und da dies leider so ist, habe ich mir gesagt, bleibe einfach über Nacht im Sender, stell dir einige Stühle zusammen und mache dich lang.«
»Toll.«
»Ha, ha…«
»Und jetzt bist du wach?«
»Wach?« Er lachte. »Na ja, ich bin anwesend, das ist auch alles. Aber wach bin ich noch nicht. Ich brauch mindestens einen Eimer Kaffee, ansonsten kannst du mich vergessen.«
»Bis ich bei dir bin, hast du ihn leer.«
»O – wann willst du denn kommen?«
»So schnell wie möglich. Rechne spätestens mit einer Stunde, dann können wir uns die Hand reichen.«
»Darf ich dich auch küssen?«
Carol mußte lachen. »Das darfst du, Rod.«
»Dann brauche ich nicht mal Kaffee. Bis gleich, oder soll ich dir noch etwas besorgen?«
»Nein, nein, das brauchst du nicht. Ich habe bereits gefrühstückt und fühle mich sogar gut.«
»Du bist zu bewundern.«
»Bis gleich.« Carol schaltete den Apparat aus und legte ihn zurück auf den Tisch. »Puh, das war gut. Das hat wirklich geklappt. Auf Rod kann ich mich verlassen.«
»Darf man fragen, wer es ist?«
Sie nickte Shao zu. »Ein junger Kollege, dessen großer, aber unerreichbarer Schwarm ich bin.«
»Gibt es das noch?«
»Tja, manche Menschen sind eben romantischer als andere.«
Shao lächelte und wandte sich an Suko. »Siehst und hörst du? Daran solltest du dir ein Beispiel nehmen.«
»Ich schreibe es mir auf.«
Carol Deep erhob sich. »Ich denke, daß wir jetzt losfahren sollten, falls es Ihnen nichts ausmacht, Inspektor.«

»Überhaupt nicht.«
Shao trat an ihren Partner heran. Sie legte die Hände auf seine Schultern. »Bitte, sei vorsichtig! Wir haben gestern abend erlebt, zu was sie fähig sind.«
»Keine Sorge, ich passe auf.«
Das meinte Suko auch so, wie er es gesagt hatte. Er wußte aber auch, daß er es schwerhaben würde, denn gegen Menschen, die ihre Aufgabe als reinen Selbstmordjob betrachteten, gewann man nicht so leicht.

***

Es kam so, wie ich es mir gedacht hatte. Schon bald hing ich im ersten Stau. Nach wenigen Minuten hatte er sich aufgelöst, ich fuhr weiter und wartete auf den zweiten Stop. Der trat erst am Fluß ein, den ich über die Westminster Bridge überqueren wollte. Man hatte das Gebiet vom St. James Park bis hin zum Außenministerium abgesperrt. Den Grund kannte ich nicht. Möglicherweise wurde ein hoher Politiker aus dem Ausland erwartet. Da galten dann besondere Sicherheitsvorkehrungen.
Ich rief im Büro an.
Glenda meldete sich mit frischer Stimme und wollte sofort wissen, wo ich mich aufhielt.
»Ich stecke in einem Stau.«
»Ha, ha, wer wollte denn nicht mit der U-Bahn fahren?«
»Du hast ja recht, aber ich befinde mich nicht auf dem Weg zum Büro. Ich hänge hier kurz vor der Westminster Bridge und komme weder vor noch zurück.«
»Ach ja…«
»Was heißt das?«
»Heute treffen sich ja einige Außenminister in London. Da ist immer die Verkehrshölle.«
»Ist denn der Chef schon da?«
»In seinem Büro.«
»Verbinde mich mal.«
Der Superintendent meldete sich nicht eben fröhlich. Und seine Stimme wurde auch nicht freundlicher, als er mich hörte. »Sagen Sie nur nicht, daß Sie Urlaub haben wollen, weil der Himmel so schön blau ist.«
»Hätte ich gern, aber ich bin unterwegs. Stecke im Moment allerdings im Stau.«
»Das heißt, Sie werden vorerst nicht im Büro sein.«
»Das sowieso nicht.«
Erst jetzt horchte mein Chef auf. Er ließ mich in Ruhe reden, als ich den Fall analysierte. Er hatte von dem Vorgang am Flughafen gehört

und wußte auch über Mandra Korabs Besuch Bescheid. Daß beide Dinge aber in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, war für ihn neu.

»Und Sie halten diesen Teppichhändler für den großen Mann im Hintergrund?«

»Zumindest hier in London. Wir können die Kinderarbeit in Indien nicht abschaffen, aber wir können die Geschäftsverbindung zwischen den beiden Kontinenten kappen, und nichts anderes will ich. Auch deshalb, weil die Göttin Kali eine große Rolle spielt.«

»Das steht fest?«

»Ja.«

»Brauchen Sie weitere Informationen über diesen Adsam Rasani?«

»Im Moment nicht, Sir. Ich bin nur gespannt darauf, wenn ich ihm gegenüberstehe.«

»Wenn er tatsächlich einen Draht zu dieser Todesgöttin hat, seien Sie bitte vorsichtig.«

»Das versteht sich. Ich melde mich wieder.«

»Gut.«

Zum Glück dauerte es nicht mehr lange, bis sich die Blechschlange in Bewegung setzte. Erst im Schrittempo, dann schneller. Ich schaute auf das Wasser der Themse und war neidisch auf die Schiffe, die ohne Stau ihren Zielen entgegenfuhren.

Es war tatsächlich ein schöner Morgen. Der klare Himmel, die kühle Luft, dazu eine helle Sonne, die aber sehr bald von Wolken verdeckt werden würde, denn für den Nachmittag war Regen angesagt worden.

Über die York Road fuhr ich weiter und ließ die Kulturstätten wie die Royal Festival Hall oder das National Theatre links liegen. Ich wollte nach Southwork und dort in die Nähe des Flusses, wo sich auf einem neu geschaffenen Industriegebiet einige Firmen angesiedelt hatten. Früher hatten dort Werften gestanden, die aber waren der Transportkrise auf dem Wasser zum Opfer gefallen.

Es ging nur langsam weiter. Weitere Staus waren nicht angesagt, und so erreichte ich die Umgebung, in der sich Lager und Büro der Firma Rasani befinden mußten.

Ich fragte mich durch.

Zuerst schickte man mich in eine falsche Richtung, aber ein Trucker, der Pause machte und sich an einer Bude Fish & Chips geholt hatte, wußte Bescheid.

Er schickte mich in das neue Gebiet, das in Parzellen eingeteilt war, auf denen zahlreiche Bauten standen. Mal flach, mal höher, mal klein, mal größer.

Auch die Firma, die ich suchte, hatte ihr Signet. Auf dem Dach des Gebäudes las ich nicht nur den Namen Rasani in großen Buchstaben, ich sah auch einen geschwungenen Teppich längs über den

Buchstaben liegen, der aussah, als würde er jeden Moment wegfliegen.

Eine Kontrolle gab es außen nicht. Ich konnte bis zu einem Parkplatz rollen, der zum Haus gehörte, und auch mir fiel der blitzblanke Rolls Royce auf, der im Licht der Sonne noch wertvoller wirkte, als er es tatsächlich schon war.

Das war bestimmt Rasanis Fahrzeug. Wenn ich den Wagen sah und daran dachte, daß dieser Mensch auf den Schultern von Kindern sein Vermögen verdiente, kriegte ich die Wut.

Ich beherrschte mich und versuchte mich auf den Mann einzustellen.

Der Eingang wurde von der Sonne beschienen. Alles wirkte so freundlich und sauber. Mit den Trucks an der anderen Seite des Gebäudes kam hier niemand in Kontakt.

Die breite Glastür des Eingangs stand offen. Man wollte nicht nur die Besucher ins Haus lassen, auch die Sonne. Zwei Männer in grauen Kitteln trugen Teppiche durch die Halle und verschwanden durch eine breite Tür in einen anderen Teil des Baus.

Die Dame an der Anmeldung lächelte mich freundlich an und erkundigte sich nach meinen Wünschen. Ihre Freundlichkeit verschwand allerdings, als ich ihr erklärte, daß ich den Chef sprechen wollte.

»Das ist nicht möglich.«

»Warum nicht?«

Sie deutete auf das Telefon. »Es ist nicht einmal eine Minute her, da hat mich Mr. Rasani persönlich angerufen und sich jede Störung verbeten.«

»Er persönlich?«

»Ja, was denken Sie. Das geschieht nicht oft, aber es passiert.«

»Hat er denn keine Sekretärin?«

»Einen Sekretär.«

»Aha.« Ich hob die Schultern. »Da habe ich wohl Pech gehabt, Schade.« Ich runzelte die Stirn und hob die Schultern.

Möglicherweise hatte ich bei der Frau eine soziale Ader angeschlagen, denn sie meinte: »Wenn ich Ihnen einen Ratschlag geben darf, Sir, versuchen Sie es morgen noch einmal. Allerdings mit einer telefonischen Anmeldung, sonst klappt es meistens nicht.«

»Sie meinen, daß dies geht?«

»Bestimmt.«

»Da habe ich aber keine Zeit. Kann es denn sein, daß ein Freund von mir mehr Glück gehabt hat?«

»Ahm… bitte, ich verstehe nicht? Welcher Freund?«

»Mandra Korab. Ein Landsmann Ihres Chefs, ein Inder. Hochgewachsen, er ist einfach nicht zu übersehen, Gnädigste. Er muß heute morgen hier vor Ihnen gestanden haben, so wie ich es jetzt tue.«

»Der war hier.«

»Wunderbar. War oder ist? Wissen Sie, wir sind Partner. Ich habe mich etwas verspätet und den Verkehr unterschätzt. Sie würden mir sehr helfen, wenn Sie mir sagen, ob er schon gegangen ist oder sich noch beim Chef aufhält.«

»Er ist noch oben. Ich habe ihn zumindest nicht das Haus verlassen sehen.«

»Dann reden die beiden noch.«

»Bestimmt.«

Ich behielt meine Naivität bei. »Klar, daß Ihr Chef dann nicht gestört werden möchte. Schließlich geht es um einen Auftrag in Millionenhöhe. Leider hat sich Mr. Korab auf mich verlassen. Ich werde also hingehen müssen.«

»Nein, nein, Sir. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Mr. Rasani von keinem Menschen gestört werden möchte.«

Für mich war es an der Zeit, das Spielchen zu beenden. Ich zeigte der Dame meinen Ausweis, den sie sich anschaute, aber wohl nicht wußte, wo sie mich hinstecken sollte.

»Polizei«, flüsterte ich ihr zu. »Scotland Yard. Es wäre besser, wenn Sie nicht gleich telefonieren, wenn ich unterwegs bin. In welche Etage muß ich denn?«

»In den ersten Stock.«

»Danke, Sie sind ein Schatz.«

Ich nahm ihr den Ausweis wieder aus der Hand und wandte mich ab.

»Aber Sie können doch nicht…«

Ich drehte mich um und legte einen Finger an meine Lippen.

»Kein Wort«, sagte ich. »Es wäre möglich, daß eine Zelle auf Sie wartet. Dafür sind Sie viel zu hübsch.«

Ob Sie sich an meine Anweisungen hielt, wußte ich nicht, ich hoffte es zumindest. So freundlich wie ich mich gab, sah es in meinem Innern nicht aus. Daß dieser Adsam Rasani nicht gestört werden wollte, konnte darauf schließen lassen, daß er sein eigenes Süppchen kochte, und die Todesgöttin Kali so etwas wie das Salz darin war.

Ich machte mir plötzlich Sorgen um Mandra Korab…

***

Suko und die Journalistin hatten die gleichen Probleme mit dem Verkehr, aber sie schafften es auch, und sie konnten sogar auf dem Hof des Senders parken.

»Endlich«, sagte Carol, als sie aus dem BMW stieg.

»Fühlen Sie sich jetzt besser?« Suko schloß den Wagen ab.

Über das Dach hinweg schaute Carol ihn an. »Im Prinzip schon. Der Sender ist praktisch so etwas wie meine Heimat. Ich habe hier meine größten Erfolge erlebt. Sie glauben gar nicht, Inspektor, wie gut es tun kann, wenn man erlebt, wie man selbst gewisse Dinge durch seine

Berichte und Recherchen beeinflußt.«
»Doch, das nehme ich Ihnen ab.«
»Da Sie mir ja als Schutz zugeteilt sind und an meiner Seite bleiben, werden Sie als erster Fremder sehen können, wie brisant die Bilder sind, die ich in Indien geschossen habe.«
Suko glaubte ihr jedes Wort. Carol war eine gute Journalistin und von ihrem Beruf besessen. Er traute ihr auch eine Portion Fairneß zu, die derjenige haben mußte, der sich mit hochbrisanten Themen beschäftigte. Und sie riskierte alles, vielleicht sogar etwas zu viel, aber das mußte sie wissen.
Sie steckte wieder voller Dampf. Mit langen Schritten eilte sie auf den Eingang zu. In der Halle standen einige Personen beisammen und waren in ein Gespräch vertieft. Suko erkannte einen bekannten Nachrichtensprecher, der in Jeans und Pullover ganz anders aussah als abends auf dem Bildschirm.
Der Portier grüßte, winkte sie durch, und sie liefen auf die Fahrstühle zu.
»Wie hoch müssen wir denn?« fragte Suko.
»Nur bis in den vierten Stock. Dort liegen unsere Büros und Senderäume.«
»Hat dieser Rodney schon alles vorbereitet?«
Sie nickte heftig. »Darauf können Sie sich verlassen, Inspektor. Er ist ein guter Assistent und ein Technik-Freak. Der hat die Kassetten längst eingelegt und sie möglicherweise schon durchlaufen lassen. An den Panzerschrank kommt er sowieso.«
»Da sind Sie aber auf Nummer Sicher gegangen.«
»Und ob ich das bin. Ich fühlte mich bedroht. Ich dachte immer daran, daß jemand plötzlich erscheint und die Unterlagen raubt. Eines ist sicher. Dieser Rasani wird alles daransetzen, um das Material zu vernichten. Wenn dieser Bericht über den Sender läuft, kann er seinen Laden dichtmachen, was natürlich zu wünschen wäre.«
Sie hatten sich während der Fahrt nach oben unterhalten, stiegen in der vierten Etage aus und mußten sich nach rechts wenden. Ein normaler Flur nahm sie auf. Allerdings waren die Wände mit schallschluckendem Material beklebt worden.
Daß er einen kleinen Irrgarten vorfinden würde, hätte Suko nicht gedacht, denn es blieb nicht nur bei einem Flur, es zweigten an verschiedenen Stellen mehrere ab, und schließlich gelangten sie in den Bereich der Vorbereitungstechnik.
Und dort wartete auch Rodney.
Ein noch junger Mann, Mitte Zwanzig. Er hatte sich eine Mütze auf den Kopf gesetzt, deren Schirm nach hinten zeigte. Er trug helle Jeans und ein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck ›Woouuhhh‹ darauf. Er drang als Sprechblase aus einem weit geöffneten Maul.

»Hi, Rodney!«

»Da bist du ja, Traum meiner schlaflosen Nächte.« Der junge Mann sprang auf und umarmte Carol. Er bekam zwei Küsse auf die Wangen, verdrehte die Augen, und seine zahlreichen Sommersprossen auf der Haut bekamen mehr Farbe.

Plötzlich starrte er Suko an. »Wen hast du dir denn da aus Asien abgeschleppt?«

»Nicht aus Asien, Rod, und ich habe Suko auch nicht abgeschleppt. Er kommt aus London und ist Inspektor bei Scotland Yard.«

»Hä?«

»Du hast richtig gehört. Jetzt sei brav und sage schön guten Tag.«

»Na ja, dann herzlich willkommen in der Klapsmühle.«

Suko mußte grinsen. Er schaute zu, wie Carol dem Assi auf die Schulter klopfte. »Wie ich dich kenne, hast du alles vorbereitet, mein Lieber.«

»Sicher.«

»Und?«

»Was und?«

»Hast du dir den Film schon angesehen?«

Rodney drehte die Mütze, damit der Schirm zur rechten Seite zeigen konnte. »Nur ein Stück?«

»Und? Was sagst du?«

Er klopfte auf seine Mütze. »Ein Hammer, Mädchen. Das ist ein echter Hammer.« Er schüttelte sich. »Diese Bilder aus der Teppichfabrik, verdammt, wie hast du das nur geschafft?«

Sie lachte auf. »Das werde ich dir später erzählen, wenn wir mal frei haben. Eines kann ich dir schon jetzt sagen. Einfach ist es nicht gewesen.«

Er grinste von Ohr zu Ohr. »Du wirst lachen, meine liebste Vorgesetzte, das glaube ich dir sogar.«

»Jetzt hör auf, hier herumzusülzen, führ uns mal den Streifen vor.«

»Gern, meine Teure, gern.« Er öffnete ihnen die Tür zum Arbeitsraum. »Bitte die Plätze einnehmen, die Herrschaften, es ist bereits alles gerichtet für die große Premiere.«

In dem Raum gab es zwar ein Fenster, das aber war abgedunkelt worden. Rodney hatte das Licht eingeschaltet. Suko kam sich etwas verloren vor, inmitten der technischen Geräte. Ins Auge stach ihm ein übergroßer Bildschirm, zu dem auch ein Kassettenrecorder gehörte. Ansonsten konnte er mit den Monitoren und Schneidemaschinen nichts anfangen. Ein kühler Geruch lagerte in der Luft.

Von einem Stuhl nahm er die Strickjacke weg und hängte sie an einen Haken. Er rückte sich den Stuhl zurecht und konnte so auf den Schirm schauen.

Carol Deep kam zu ihm. Sie war ein wenig aufgeregt. Er sah es ihr

an. Carol stand neben ihrem Stuhl. Immer wieder schaute sie sich um, als würde in der Ecke irgendeine Gefahr lauern. »Es ist mir zu hell hier.«

»Wir haben einen Dimmer schöne Frau.« Er drehte am Schalter.

Die kalte Helligkeit floß zurück. Eine mehr schummerige Beleuchtung breitete sich aus. »Ist das so okay, Carol?«

»Ja, laß es so – danke.«

»Die Fernbedienung, Carol. Fang auf!« Rodney warf ihr das Gerät zu. Die Journalistin schnappte es geschickt. »Die Kassette liegt in der Mulde. Alles andere weißt du. Ich werde verschwinden, da ich noch einiges tun muß.«

»Wann kommst du zurück?«

»Wenn du mich brauchst, rufe.«

»Okay. Ich weiß nicht, wie es weitergeht. Wahrscheinlich fangen wir sofort mit dem Schneiden an. Ich sage dir, wo das geschehen soll, während ich mir schon die ersten Stichworte für einen Kommentar aufschreibe. Wie immer.«

»Gut, dann viel Spaß.« Rodney verschwand, und Carol setzte sich neben Suko.

»Spaß ist gut«, sagte sie. »Den werden wir garantiert nicht haben.«

»Ist der Streifen so schlimm?« Carol Deep hielt die Fernbedienung schon bereit, drehte den Knopf und schaute Suko kurz an.

»Schlimm?« murmelte sie. »Das ist… ja, wie soll ich sagen? Das ist die Hölle. Man glaubt kaum, daß diese Dinge den Tatsachen entsprechen. Was sich Menschen auf dieser Welt und in diesem auch so aufgeklärten Jahrhundert leisten, ist ungeheuerlich. Besonders tragisch ist auch, daß es einzig und allein darum geht, Geld zu verdienen. Einfach abzukassieren, aber genau die Falschen bekommen das Geld und nicht die, die es nötig hätten.«

»Wem sagen Sie das.«

»So, dann schauen wir mal…«

***

Da stimmte etwas nicht. Da war einiges nicht nur faul, sondern auch oberfaul. Die Frau am Empfang hatte mir zwar keine konkreten Angaben gemacht, aus ihren Worten aber hatte ich schließen können, daß es für Mandra bestimmt nicht optimal gelaufen war. Er hätte sonst bestimmt Bescheid gegeben. Meine vage Hoffnung bestand noch darin, daß er in Rasanis Büro saß und sich mit dem Teppich-Importeur unterhielt, aber daran glaubte ich selbst nicht, als ich den Gang in der ersten Etage durcheilte und eigentlich alles normal vorfand.

Türen, hinter denen Büros lagen. Ich sah einen Fotokopierer in einer Nische, ich hörte das Tuten der Telefone, hier wurde eben gearbeitet. Über den Sinn gerade dieser speziellen Tätigkeit wollte ich lieber nicht

nachdenken.

Ich suchte an den Türschildern nach Rasanis Namen. Erst als ich fast das Ende des Flurs erreicht hatte, entdeckte ich ihn auf einem Schild. Hinter der Tür lag das Vorzimmer des Mannes. Zum eigentlichen Chefraum mußte ich noch ein paar Schritte nach rechts gehen, was ich aber unterließ.

Bestimmt war die andere Tür geschlossen. Ich konnte auch durch das Vorzimmer ins Allerheiligste gelangen.

Ich klopfte an.

Niemand meldete sich.

Eine Sekretärin gab es nicht, nur einen Sekretär, der auf den Namen Sakira hörte. Auf den Knaben war ich gespannt und sah ihn Sekunden später, als ich die Schwelle übertreten hatte. Er saß hinter seinem Schreibtisch und wirkte auf mich wie gebügelt.

Ja, so kam mir dieser Typ vor. Wie gebügelt. Einer ohne Ecken und Kanten. Einer, der immer lächelte, ob er nun guter oder mieser Stimmung war. So einen wie Sakira konnte man in verschiedenen Werbungen verwenden, er war so herrlich oberflächlich. Das sah ich, ohne mit ihm überhaupt ein Wort gesprochen zu haben. Er saß nur da, lächelte mich an, was mich irgendwie sprachlos machte.

Ich schloß die Tür behutsam. Mit einem Blick hatte ich meine Umgebung erfaßt. Außer diesem Sekretär und mir befand sich kein Mensch in dem Büro. Dafür gab es an der rechten Seite eine zweite Tür. Wo sie hinführte, war klar.

Das Zimmer war modern eingerichtet. Daß die Firma mit Teppichen zu tun hatte, sah ich, denn auf dem Boden stapelten sich die quadratischen Muster und auch zeichnerische Entwürfe.

»Mr. Sakira?«

Er schaute mich an. Seine Hände sah ich nicht. Wahrscheinlich lagen sie auf seinen Oberschenkeln. Da er mich ansah, wich ich seinem Blick ebenfalls nicht aus, und ich erkannte in seinen Augen einen Ausdruck, der mir gar nicht gefiel.

So anders und leblos. Vielleicht träumerisch, als wäre er mit seinen Gedanken ganz woanders. Ich ging auf den Schreibtisch zu. Hier stimmte einiges nicht. »He, haben Sie mich überhaupt gehört?«

Er blieb stumm.

Vor dem Schreibtisch beugte ich mich ihm entgegen. Auch jetzt reagierte der Mann nicht. Er kam mir vor, als wäre er nicht mehr er selbst. Wie jemand, der unter einem fremden Einfluß stand, als wäre er hypnotisiert worden.

Der Gedanke daran setzte bei mir einige Überlegungen in Gang.

Hypnotisiert? Ich kannte jemand, der diese Kunst ausgezeichnet beherrschte. Und diesen Mann suchte ich. Sollte Mandra den Sekretär auf diese Art und Weise ausgeschaltet haben?

Ich wollte Sakira anfassen, als er urplötzlich in die Höhe schnellte.

Da war auch der stumpfe Ausdruck aus seinen Augen verschwunden, das Lächeln war ebenfalls weg, dafür sah ich seine Hände, und in der rechten Hand hielt er ein Messer.

Er holte damit aus.

Es war ein Rundschlag, nicht einmal sehr gezielt geführt. Er hoffte, mich auf diese Art und Weise zu erwischen, und ich brachte mich mit einem schnellen Schritt zurück in Sicherheit.

Die Klinge wischte vorbei. Der Mann selbst kippte etwas nach vorn, er stützte sich mit der freien Hand auf der Schreibtischplatte ab, und er kam mir dabei noch immer so vor, als hätte er seinen Normalzustand noch immer nicht erreicht.

Da kämpften zwei Seelen in seiner Brust. Er wollte mich töten, aber er tat es nicht mit der ihm normalerweise zur Verfügung stehenden letzten Konsequenz.

Sakira ging um den Schreibtisch herum. Noch immer hielt er sein Messer fest. Es war eine indische Waffe, sicherlich ein Kunstwerk für sich, denn am Griff schimmerten wertvoll aussehende Steine. Ich sah es, obwohl er ihn mit der Faust umschlossen hielt.

Wieder zielte er nach mir.

Einfach lächerlich. Selbst ein Ungeübter hätte der Klinge entwischen können. Ich trat gegen sein rechtes Handgelenk. Der Arm wurde nach hinten geschleudert. Sakira drehte den Kopf und schaute gegen die Klinge, die er noch immer festhielt.

Ein Griff reichte, dann der Hebel, ich hatte ihm den Arm auf den Rücken gedreht, hob ihn hoch an. Ich hörte den Mann ächzen. Er wußte aber Bescheid. Seine Finger lösten sich vom Griff des Dolches, der seinen Platz vor meinen Füßen fand.

Ich wuchtete Sakira herum und stieß ihn quer durch das Büro. Mit dem Hinterteil zuerst landete er auf den Teppichmustern, federte dort ab und starrte mich an.

»Wo ist Ihr Chef? Was ist passiert?«

Er redete nicht.

»Ist er in seinem Büro?«

Der Sekretär schwieg. Allmählich wurde auch mir bewußt, daß ich von ihm nichts erfahren würde. Ich konnte ihn auch nicht, normal in seinem Büro zurücklassen, hob den Arm, zielte auf eine bestimmte Stelle an seinem Hals und legte ihn mit einem gekonnten Schlag schlafen. Schräg blieb er auf den Teppichen liegen.

Das war erledigt.

Ich drehte mich der zweiten Tür zu. Dahinter würde mich einiges erwarten, davon ging ich aus, und fühlte mich unwohl, wenn ich daran dachte, daß ich meinen Freund Mandra Korab noch immer nicht gesehen hatte…

***

Adsam Rasani schaute auf seine Waffe. Die Augen waren groß geworden, sein Gesicht hatte sich verändert. Er zeigte einen dämonischen Triumph, und dieser wurde beileibe nicht geringer, wenn er nach vorn schaute und die leblose Gestalt bäuchlings auf dem Boden liegen sah.

Scharf und zischend saugte er den Atem ein. Er hatte gewonnen.

Er hatte es diesem verdammten Inder gezeigt. Er war der Sieger in diesem Spiel geworden, er konnte sich dabei selbst auf die Schulter klopfen, und er hätte nie gedacht, daß sich dieser andere so schnell hätte übertölpeln lassen. Es war nicht nur sein Verdienst, die Göttin Kali hatte ihr Versprechen gehalten und ihren Diener nicht im Stich gelassen. Ihr gebührte das größte Lob.

Er kam sich gut vor, als er die kleine Statue anschaute. Ja, sie war wieder geschrumpft, hatte sich zu ihrer normalen Größe zurückentwickelt, und niemand sah ihr an, welche Macht noch von ihr ausgehen konnte. Jeder unterschätzte sie, und genau das wollte der Mann.

Die meisten Besucher, die einen Blick auf die Göttin warfen, schraken zwar bei ihrem Aussehen zusammen, kamen aber nie darauf, was tatsächlich in ihr steckte.

Rasani wußte es. Er verdankte ihr viel, das meiste in seinem Leben. Erfolg, Geld, Reichtum. Er stand unter ihrem Schutz, und das hatte sie ihm wieder einmal bewiesen.

Um Mandra Korab kümmerte er sich vorerst nicht. Er schritt an der leblosen Gestalt vorbei und bückte sich dort, wo die kleine Figur der Göttin auf dem Boden lag. Er mochte es nicht, daß sie dort ihren Platz gefunden hatte, als wäre sie weggeworfen worden. So etwas hatte sie auf keinen Fall verdient.

Sein keuchender Atem traf die Figur, als er sie anfaßte. »Laß nur«, flüsterte er ihr zu, als würde er mit einer lebenden Person sprechen.

»Laß es nur gut sein. Alles wird in Ordnung gebracht. Wir werden siegen, es wird uns niemand aufhalten können.« Er nahm sie vorsichtig in die Höhe, schaute in ihr häßliches Gesicht und glaubte wieder den Gestank des alten Blutes und den des Moders zu riechen. Von beidem wurde die Figur der Göttin umweht.

Er stellte sie auf den Schreibtisch zurück. »So, das ist dein Platz, den sollst du behalten. Niemand wird dich angreifen und dich mir wegnehmen – niemand. Wir beide bilden eine Einheit. Du hast mich geprägt, du hast mir den Weg gezeigt, der zur wahren Erkenntnis führt, und du wirst dich immer auf mich verlassen können.«

In den übergroß stilisiert dargestellten Augen der Göttin sah er das rötliche Schimmern, als hätte sich dort Blut gesammelt. Sogar die vier Arme glaubte er, zucken zu sehen. Niemand sollte sich von der nur

geringen Größe täuschen lassen. Sie war gefährlicher als zehn ausgebildete Kämpfer zusammen, wenn es darauf ankam.

Aber Korab hatte er erledigt. Rasani hoffte, ihn getötet zu haben.

Die Waffe hatte kein großes Kaliber. Für einen ›Blattschuß‹ aber reichte es aus.

Er ging hin.

Mandra Korab rührte sich nicht. Im Rücken suchte Rasani nach dem Einschußloch. Er mußte schon sehr genau hinschauen, um es entdecken zu können. Wie tief die Kugel in den Körper hineingefahren war, konnte er nicht feststellen. Er wußte auch nicht, ob sie das Herz des Mannes getroffen hatte, jedenfalls sah er nur wenige Blutspritzer auf der Kleidung. Wenn das Geschoß etwas zerrissen hatte, dann blutete dieser Mann innerlich.

Aber Tote bluten nicht mehr…

Das brachte ihn darauf, nachzuschauen, ob dieser Mann tatsächlich tot war.

Rasani drehte Mandra nicht um. Er fuhr mit seinen Fingerkuppen über die Haut am Hals entlang – und schrak zusammen. Wenn der Puls noch vorhanden war, dann mußte auch das Herz schlagen.

Der Teppichhändler stellte sich wieder normal hin. Er war plötzlich wütend geworden. Also war der Schuß doch nicht endgültig gewesen. Er würde einen zweiten nachsetzen müssen.

Rasani hatte die Waffe auf den Schreibtisch gelegt. Er ging hin und nahm die flache Pistole an sich. Für einen Moment überlegte er und demonstrierte in der Theorie, wie er es anstellen sollte, diesen Feind endgültig ins Jenseits zu schicken.

Nein, nicht durch eine Kugel aus der Distanz geschossen. Wenn, dann würde er auf Nummer Sicher gehen.

Wieder näherte er sich der Leiche, und das Grinsen war auf sein Gesicht zurückgekehrt. Er kniete neben dem Toten nieder. Dicht vor sich sah er den Kopf und den Nacken.

Er überlegte, wo er die Mündung ansetzen sollte. An der Schläfe oder am Nacken?

Rasani nickte, als er sich für eine Möglichkeit entschieden hatte. Er wollte direkt hinter dem Ohr anlegen.

Mandra Korab zuckte nicht einmal bei der Berührung.

Er lag in tiefer Agonie. Aus eigener Kraft konnte Mandra sein Leben nicht mehr retten…

***

Für Rodney war es beinahe schon unverständlich, daß sein großer Schwarm mit einem Bullen angetanzt kam. Damit sank Carol Deep zwar nicht in seiner Achtung, doch er selbst hätte sich auf einen Bullen nicht verlassen. Die brachten die Dinge auch nicht weiter. Oft

genug standen sie nur da und schauten zu. In den Zeitungen war schließlich zu lesen, wie stark die Verbrechensquote angestiegen war.

Er betrat das Redaktionsbüro, das er sich, wenn er im Hause war, mit Carol teilte.

Zwei Schreibtische verteilten sich dort. Ein großer, er gehörte Carol, und ein kleinerer, an dem Rodney seinen Platz fand.

Er nahm die Mütze ab, legte sie auf den Monitor seines Computers und starrte die Tastatur an, als wäre sie ihm völlig fremd. Rodney fühlte sich nicht gut. Er kam sich überflüssig vor, die Action war verschwunden. Das mochte daran liegen, daß er zuwenig Schlaf bekommen hatte. Eigentlich hätte er am Morgen frei gehabt, aber mit einem sicheren Gespür für Sensationen hatte er gespürt, daß etwas in der Luft lag. Immer wenn Carol Deep von Reisen zurückkehrte, brachte sie dabei brandheißes und auch brandaktuelles Material mit.

Da wollte er eben dabeisein und zusätzlich noch ihre Nähe genießen.

Auf seinem Schreibtisch lagen wieder einmal zu viele Unterlagen.

Ausdrucke eines Programms, an dem er arbeitete. Es ging da um einen Bericht, der eigentlich lächerlich war. Der Chefredakteur hatte sich zu oft über den Verkehr geärgert und auch darüber, wie man versuchte, ihn in den Griff zu bekommen. Er wollte eine Sendung darüber machen und brauchte Rodney als Zulieferer. So hatte er eine Statistik über alle Verkehrsampeln erstellt, die es in London gab.

Eine beschissene Arbeit, ein Job für Erbsenzähler. Etwas, über das man sich aufregen konnte, was er auch tat, allerdings nur innerlich.

Offen würde er es nie zugeben, denn die Arbeitsplätze konnten leicht in Gefahr geraten, wenn zuviel und zu oft kritisiert wurde.

Da war ihm Carol mit ihrer heißen Indien-Geschichte gerade richtig gekommen. Er freute sich auch, daß sie ihn daran hatte teilhaben lassen. Das taten nicht alle, schließlich war er im Sender ein unbeschriebenes Blatt und mußte sich seine Sporen noch verdienen.

»Aber nicht mit den blöden Ampeln!« knurrte er wütend und hätte die Statistiken am liebsten zerrissen.

Das tat er nicht.

Er kümmerte sich auch nicht um sie, denn er sagte sich, daß er frei hatte.

Der Stuhl ließ sich nach hinten kippen. Wenn er schon kein Chef war, so wollte er sich zumindest so benehmen wie ein Chef. Deshalb drückte er den Stuhl nach hinten und schwang die Beine auf den Tisch.

Ein breites Grinsen überflog das Gesicht des jungen Mannes. Er stellte sich vor, daß im Raum seine Unterlagen vor dem Schreibtisch standen und er sie dirigieren konnte. Dabei zeigte er mal hierhin, mal in eine andere Richtung und organisierte nur noch.

Er war gut, er war der Chef, er saß mit seinem gesamten Gewicht fest

auf dem Olymp.

Lange hielt Rodney es nicht durch. Schon nach knapp einer Minute merkte er, daß ihn die Energie verließ. Seine Bewegungen erlahmten, die Müdigkeit kroch durch seinen Körper. Wenn er den einen oder anderen Arm hob, dann tat er es nur widerwillig und zugleich mit dem Gefühl, als hingen Gewichte daran.

Ohne daß er es richtig merkte, nahm die Müdigkeit zu, und es kam, wie es kommen mußte, Rodney schlief ein. Er sackte dabei richtig weg und hatte Glück, nicht vom Stuhl zu sinken.

Schlafend blieb er in einer schrägen Lage hängen, den Mund leicht geöffnet, aus dem die leisen Schnarchtöne drangen. Er schlief den Schlaf der Gerechten.

Die Umgebung war längst verschwunden. Dunkelheit hüllte ihn ein. Der Schlaf war wie ein schwarzes Meer, das ihn nicht bedrückte, sondern für eine Erholung sorgte.

Aber die reale Umgebung war für ihn nicht mehr vorhanden. Der junge Mann war längst hineingeglitten in eine andere Welt, und sogar Träume bedrängten ihn.

Bilder stiegen vor seinen Augen auf. Das Unterbewußtsein war stark in den Vordergrund gedrängt worden. Er sah sich in einer tollen Position, auf einem Thron sitzend, zu Füßen andere Mitarbeiter, und in der Ferne, wo sich der Eingang eines großen Thronsaals befand, zeichnete sich eine Gestalt ab, die auf ihn zukam.

Eine Frau – Carol Deep!

Sie ging den direkten Weg. Sie kümmerte sich nicht um die anderen, drückte sie zur Seite und hatte nur Augen für Rodney, der ihr, auf seinem Thron sitzend, huldvoll zulächelte.

Sie kam zu ihm hoch.

Sie blieb vor ihm stehen, lächelte ihn an, und sie streckte dabei die Arme aus.

An den Schultern berührte sie ihn. So leicht, so sanft und…

Nein, nicht mehr sanft!

Plötzlich zerplatzte der Traum. Auf einmal existierte nur noch die Realität. Und die sah anders aus als der Traum. Ganz anders, denn die Realität war verflucht grausam.

Er hatte die Augen geöffnet, sein Blick war nicht klar, und trotzdem nahm er die beiden Typen wahr, die rechts und links neben ihm standen. Im ersten Augenblick fühlte er sich nach Indien versetzt, denn die Männer zählten dem Aussehen nach wahrlich nicht zu den Europäern. Sie waren Inder, und ihre hellen Turbane unterstrichen dies noch. Gesichter mit dunklen Augen und faserigen schwarzen Bärten.

Der junge Mann hatte Mühe, sich in der Realität zurechtzufinden.

Er versuchte es zuvor mit einem Grinsen, dann mit einer gehauchten

Frage. »He, was wollt ihr von mir? Wie seid ihr überhaupt in dieses Büro reingekommen?«

Sie schwiegen, aber sie gaben ihm trotzdem die Antwort auf ihre Art und Weise.

Auf die Hände hatte Rodney bisher nicht geachtet. Er hatte sie auch nicht gesehen. Das aber änderte sich, als sie synchron die Arme anhoben und er plötzlich die Bänder entdeckte, die weißgelb schimmerten, von den Händen gehalten wurden und zwischen ihnen durchhingen.

Nein, das waren keine normalen Bänder. Das… das war etwas anderes. Das waren Schlingen – Seidenschlingen!

Rodney war zwar jung, aber kein Dummkopf, und er hatte in seinem Leben auch einiges gelesen.

Er wußte, daß diese Seidenschlingen lautlose Mordinstrumente waren und gerade von Indern bevorzugt wurden, die einer bestimmten Gruppe angehörten, zumeist einem Geheimbund. Deren Mitglieder killten lautlos.

Killen?

Der Gedanke glich schon einem Schrei, als er durch seinen Kopf hallte. Er war gleichzeitig eine Warnung, und urplötzlich schnellte er in die Höhe.

Es war sein Fehler, denn genau darauf hatten die beiden Würger gewartet.

Er lief ihnen direkt in die Schlingen hinein. Das leise Sirren hörte er noch, spürte auch einen leichten Luftzug an seiner Gesichtshaut vorbeistreifen, dann aber griffen die Schlingen erbarmungslos zu und legten sich wie Spinnenfinger um seinen Hals.

Zwei Schlingen.

Nicht die Spur einer Chance gaben ihm die beiden Mörder. Rodney, der so gern davon träumte, die Traumfrau Carol zu besitzen und Chefredakteur zu werden, konnte nicht einmal einen Schrei ausstoßen, obwohl sein Mund offenstand. Nur ein Würgen drang über die Lippen, und seine Zunge schnellte ebenfalls hervor.

Beide Killer arbeiteten mit der Präzision von Robotern. Sie hatten das Töten gelernt, wußten Bescheid und nickten sich zu, als es soweit war. Geschickt lösten sie die Schlingen vom Hals des jungen Mannes, der zu Boden fiel und von zwei Händen aufgefangen wurde, damit beim Auftreten kein Geräusch entstand.

Sie ließen ihn liegen.

Die Würger schauten nicht mehr nach. Sie wußten, daß sie sich auf ihre Schlingen verlassen konnten. Das erste Hindernis war aus dem Weg geräumt worden.

Um die beiden nächsten würden sie sich auch noch kümmern…

***

Sakira würde mir keine Schwierigkeiten bereiten, das stand für mich fest. Ich kannte meine Schläge, ich hatte sie oft genug geübt. Nun beging ich nicht den Fehler, sofort in das Chefbüro hineinzustürmen, ich wartete zunächst einmal ab, obwohl die Zeit drängte. Ich wollte den oder die anderen überraschen.

Das Lauschen an der Tür brachte mir keinen Erfolg, denn ich hörte aus dem anderen Zimmer nichts. Möglicherweise trennte die beiden Räume auch eine Doppeltür. Um das herauszufinden, mußte ich in das andere Büro hinein. Es war eine normale Klinke vorhanden, kein Knauf. Als ich die Klinke berührte, ahnte ich, daß die Tür nicht verschlossen war, und sie gab auch keine Geräusche ab, als ich sie öffnete.

So gut wie lautlos schwang sie mir entgegen. Ich konnte sehr schnell den Blick in das Chefbüro werfen, sah einen Schreibtisch, auf dem unter anderem auch eine kleine Figur stand, aber die eigentlichen und lebenswichtigen Daten spielten sich jenseits des Schreibtisches auf der anderen Seite ab.

Was ich da zu sehen bekam, ließ mein Herz beinahe zu Stein werden. Am Boden lag Mandra Korab so regungslos wie ein Toter. Neben ihm kniete dieser Rasani. Ich hatte ihn nie gesehen, ging aber davon aus, daß nur er es sein konnte.

Er kniete nicht nur, er war auch bereit, einen Mord zu begehen, denn er hatte die Mündung einer Pistole gegen Mandras Kopf gedrückt, nicht weit von dessen rechtem Ohr entfernt.

Ob der Finger bereits am Abzug lag, konnte ich nicht erkennen, aber ich mußte in der nächsten Sekunde etwas tun. Es war zu spät die Beretta zu ziehen, zudem wäre mein Schußwinkel auch ungünstig gewesen, ich konnte nur darauf hoffen, daß dieser Rasani so reagierte, wie ich es mir wünschte.

»Weg mit der Waffe!« zischte ich.

Rasani erschrak.

Er schoß nicht.

Er fuhr herum, und im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse…

***

Suko schwieg. Aber nicht, weil es nichts zu sagen gegeben hätte, die über den Schirm laufenden Bilder hatten ihn einfach erschüttert. Die Qualität entsprach nicht den europäischen Normen, aber die Aufnahmen zeigten doch, in welch einem Elend die Kinder steckten, die vor den Webstühlen auf langen Holzbänken hockten und arbeiteten, als wären sie nur noch Roboter.

Ihre Bewegungen waren immer gleich. Sie wirkten so stumpf, und selbst die schlechte Bildqualität ließ die dünnen, durch die Luft

fliegenden Wollfäden erkennen. Diese Fäden drangen in die Münder und die Nasen der Kinder ein, sie würden sich im Laufe der Zeit in den Lungen festsetzen und sie verstopfen.

Es gab kein Kind – ob Junge oder Mädchen –, das normal aussah.

Die eigentlich jungen Gesichter waren alt geworden, und selbst die großen Kinderaugen wirkten stumpf. Da lag kein Glanz mehr in den Pupillen, alles war so deprimierend, und im Hintergrund hielten sich die Aufpasser auf, die darauf achteten, daß keines der arbeitenden Kinder auch nur eine kurze Pause einlegte.

Einige waren sehr müde. Sie hockten an den Rändern der langen Bank und schliefen im Sitzen. Zusammengekrümmt saßen sie da.

Diese Bilder machten Suko zornig. Sie ließen auch den Haß in ihm hochsteigen.

Daß es so etwas in dieser Welt noch gab! Aber in Asien liefen die Uhren eben anders. Die Kinder wurden aus den Dörfern mit dem Versprechen angelockt, daß es ihnen in der Fabrik bessergehen würde und sie sogar zum Unterhalt der Familie beitragen konnten. Oft genug erhielten sie jedoch nicht mal Lohn für die verfluchte Arbeit an den Webstühlen.

Suko hatte die Hände zu Fäusten geballt, ohne es richtig zu merken. Erst als die neben ihm sitzende Journalistin ihn anstieß, schrak er zusammen.

Carol drückte auf einen Knopf. Ein letztes Bild verschwand. Es war das traurige Gesicht eines Mädchens.

»Nun, was sagen Sie, Inspektor?«

»Nichts.«

Carol lächelte traurig. »Das kann ich mir denken. Es hat Ihnen die Sprache verschlagen.«

»Richtig. Ich habe wirklich nicht gewußt, daß es so grausam und menschenverachtend ist.« Er schüttelte den Kopf. »Es war gut, daß sich jemand gefunden hat, der diese Bilder einmal an die Öffentlichkeit bringt.«

»Das hat mich auch Mühe gekostet. Aber Sie können sich auch vorstellen, welch eine mächtige Lobby und Organisation dahintersteckt. Da verdienen sich Menschen goldene Nasen, und nicht nur in Indien, sondern auch hier in Europa. Dieser Adsam Rasani gehört nicht grundlos zu den sehr reichen Menschen. Er ist der mächtigste Importeur auf der Insel, aber in Germany oder Frankreich und Italien sitzen ebenfalls diese für mich widerlichen Geschäftsleute.«

»Ja, das habe ich mittlerweile mitbekommen.«

»Dann können Sie sich ungefähr vorstellen, welchen Aufwand es geben wird, wenn diese Bilder zur Hauptsendezeit über die TV-Schirme flackern. Man wird den Händlern, so hoffe ich, auf die Finger klopfen. Natürlich nicht von offizieller Seite, denke ich, dazu sind die

Regierungsvertreter zu feige, aber es gibt genügend Initiativen, die sich einsetzen werden, denke ich mal.«

»Das hoffe ich auch.«

»Wollen Sie ihn sich weiterhin anschauen?«

»Was wird noch kommen?«

»Nun ja, nicht mehr so viele Bilder von arbeitenden Kindern. Ich habe dann versucht, die Umgebung zu erforschen. Ich wollte mich mit den Menschen unterhalten, die in den Dörfern lebten, aber ich erhielt keine Antworten. Man schwieg, man hatte Angst, und auch unser Team wurde bedroht.«

»Ging es bis zur Gewalt?«

»Fast.« Carol streckte die Beine aus. »Man hat einmal versucht, uns die Elektronik zu zerstören. Das ist nicht gelungen, wir konnten uns auch deshalb wehren, daß wir in der Nacht sicherheitshalber Wachen aufgestellt hatten.«

Suko nickte. »Was ich hier gesehen habe, entspricht einer Realität, die jeder begreifen kann. Mein Kollege John Sinclair und ich kämpfen aber gegen Feinde, die auf der anderen Seite stehen oder jenseits der Realität, die man sehen, hören oder fühlen kann. Ich denke da an Kali. Haben Sie bei Ihrem Besuch in Indien etwas von diesem Einfluß gespürt?«

»Nicht direkt.«

»Wie meinen Sie das?«

Carol hob die Schultern. »Das kann ich Ihnen schlecht erklären. Würden Sie mir glauben, wenn ich sage, daß sie in bestimmten Dörfern allgegenwärtig war?«

»Jaaaaa – schon. Sie spürten Ihren Geist.«

»Ja und nein.« Carol redete jetzt heftiger. »Ich habe erlebt, daß sich die Menschen vor ihr fürchteten. Einige Male hörten wir auch, daß die Macher und Aufseher zu den Tongs gehörten, also Diener dieser Todesgöttin sein sollten.«

»Was sie nicht geglaubt haben.«

»Moment, das können Sie nicht sagen, Suko. Wir haben es hingenommen. Wir konnten nicht anders. Jeder aus dem Team hat sich vor der Reise mit dem Subkontinent beschäftigt. Da kamen wir praktisch an dieser Göttin nicht vorbei.«

»Das mag stimmen.«

»Es stimmt sogar. Aber wir haben es mehr als indientypisches Phänomen angesehen. Daß wir dermaßen stark und dann noch in Europa damit konfrontiert werden würden, hätten wir uns in Indien wahrlich nicht träumen lassen. Wahrscheinlich hat die Organisation Zeit gebraucht, um gewisse Pläne erstellen zu können.«

Suko nickte. »Sicher, so wird es wohl gewesen sein. Ich hoffe, daß John Sinclair und Mandra Korab diesen Rasani in die Zange nehmen

und wir den verdammten Geheimbund zerschlagen können. An die Hintermänner in Indien kommen wir wohl nicht heran.«

»Das könnte leider stimmen.«

Suko wollte aufstehen, als er den Luftzug spürte, der seinen Hals traf. Er war wärmer als die Luft in diesem klimatisierten Raum, und er dachte daran, daß der junge Redaktionsmitarbeiter zurückgekehrt war. Suko schaute zur Tür.

Zwei helle Schemen standen in der Luft, die sich blitzartig bewegten. Da wußte Suko, daß andere gekommen waren, die Würger aus Kalis Todeskommando.

Und sie griffen sofort an!

***

Ich rammte die Tür auf und hechtete in das Büro. Mein Augenmerk galt Rasani und Mandra Korab. Alles andere war für mich zur Nebensache geworden.

Als ich den Knall hörte, wußte ich, daß der Händler geschossen hatte. Ich rollte mich zur Seite und zog gleichzeitig die Beretta.

Auf dem Rücken und halb auf der Seite liegend gelang mir ein Blick nach vorn.

Der Inder stand.

Er war irritiert, hielt seine Pistole zwar noch fest, konnte sich aber nicht entscheiden, auf wen er sie richten sollte.

»Die Waffe weg!« schrie ich ihn an.

Das tat er nicht. Durch meinen Ruf hatte er sich entschlossen. Er bewegte die Pistole auf mich zu, über sein Gesicht lief ein Zucken, aber ich schoß zuerst.

Meine Kugel erwischte ihn unterhalb des Halses. Ich hatte nicht auf die Schulter oder die Beine zielen können, hier ging es einzig und allein darum, wer von uns überlebte.

Rasani schaffte es nicht, den Aufschlag der Kugel auszugleichen.

Er blieb zwar auf den Beinen, taumelte aber zurück und stieß gegen seinen Schreibtisch.

Mit nahezu übermenschlicher Kraft schaffte er es, sich auf den Beinen zu halten, auch wenn er zuckte, stöhnte und immer wieder versuchte, seinen rechten Arm in die Höhe zu bekommen, um die Waffe auf mich zu richten. Er brachte es nicht fertig. Der Mann mußte sogar zulassen, daß ich auf ihn zuging, ihn packte, herumschwang und ihm die Waffe aus der Hand riß.

Er glotzte mich an.

In der Brust befand sich das kleine Loch, das die geweihte Silberkugel hinterlassen hatte.

Blut sickerte aus seinem Mund.

Er wollte etwas sagen, aber die Kraft verließ ihn. Adsam Rasani

sackte dicht vor mir zusammen. Er streifte mit dem Rücken an der Schreibtischkante entlang, dann fiel er zu Boden, abgefedert durch meinen Griff.

Ob er tot war oder nicht, wüßte ich nicht. Mir jedenfalls war Mandra Korab näher als dieser Rasani. Ich stürzte förmlich auf ihn zu, ich wollte nach dem Pulsschlag fühlen und stellte fest, daß ich zu aufgeregt war.

Ich hatte Angst um ihn, ich mußte mich erst zusammenreißen, bevor ich in der Lage war, nach dem Pulsschlag zu tasten.

Ich hörte meinen eigenen Herzschlag wie ein überlautes Echo im Kopf dröhnen.

Ruhig, John! hämmerte ich mir ein. Du mußt verdammt ruhig sein, sonst ist es vorbei!

Es gelang mir, mich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Ich war auch in der Lage, nach Mandras Puls zu fühlen, und plötzlich wäre ich selbst vor Freude in die Luft gesprungen.

Der Puls schlug.

Ich spürte dieses Zittern unter der dünnen Haut am Handgelenk.

Es war der Puls. Mir fiel der berühmte Stein vom Herzen.

Wie schwer Mandra Korab verletzt war, wußte ich nicht. Ich war auch kein Arzt, der dies so einfach hätte feststellen können. Aber ein Arzt war wichtig. Ich brauchte ein Telefon. Es stand auf dem Schreibtisch hinter mir, und ich wollte in die Höhe schnellen, als mich ein bösartig klingendes Geräusch davon abhielt.

Es war ein Zischen.

Dabei kam es mir vor, als wäre es von einer Schlange ausgestoßen worden, und in den nächsten beiden Sekunden blieb ich noch in der alten Haltung.

Dann aber drehte ich mich.

Langsam zuerst und mich dabei in die Höhe schraubend. Ich sah zum Schreibtisch hin, denn von dort hatte mich das verfluchte Geräusch erreicht, und ich sah auch, daß dort eine Veränderung eingetreten war, die ich kaum glauben konnte.

Sie hing mit der Figur zusammen.

Beim Eintreten hatte ich sie mit meinem Blick nur kurz gestreift und auch nur an der Rückseite.

Jetzt sah ich sie besser.

Lebensgroß, schaurig und furchtbar stand sie geduckt auf dem Schreibtisch. Sie stank nach Blut und Moder. Ein Geruch, der eben typisch war für die Todesgöttin Kali…

***

Es blieb Suko keine Zeit mehr, sich noch großartig einen Plan zu überlegen. Er mußte sofort handeln, und es ging dabei auch nicht um

ihn allein, sondern auch um die Frau.
Um sie vor allen Dingen.
Deshalb kümmerte sich Suko auch zuerst um Carol. Sie schrie auf, als er sie mit einem Stoß auf den Boden katapultierte.
»Deckung, Carol!« brüllte er nur. »Gehen Sie in Deckung!« Dann mußte er sich um die Würger kümmern.
Die kümmerten sich um nichts. Es war ihnen egal, was sich ihnen noch in den Weg stellte, sie räumten es zur Seite. Ein Tisch fiel um, ein Stuhl ebenfalls, da kippte ein Monitor zur Seite, und mit einem gewaltigen Sprung in die Höhe und gleichzeitig nach vorn wuchs eine der Gestalten vor Suko in die Höhe.
Der Inspektor ließ sich fallen.
Auch der Würger fiel. Er hielt dabei die Arme leicht gestreckt.
Zwischen seinen Händen drehte er die Schlinge, als wollte er üben, ob sie auch um Sukos Hals paßte.
Zwei Füße wirbelten dem Angreifer entgegen. Suko erwischte ihn am Bauch. Der Würger geriet aus der Sprungrichtung und kippte zur Seite. Er prallte gegen einen am Boden befestigten Schneidetisch, was ihm aber nichts ausmachte, denn sofort war er wieder auf den Beinen und bewegte flink die Hände.
Suko schlug ihm auf den Kopf.
Der Würger sackte in die Knie. Dabei wollte er nach Sukos Beinen greifen, aber ein harter Tritt wuchtete ihn hoch.
Der Inspektor sprang über einen Stuhl hinweg, packte ihn dann und hämmerte ihn dem zweiten Würger um die Ohren, der daraufhin quer durch den Raum segelte und sich erst mal nicht blicken ließ.
Suko hatte noch in Erinnerung, wie sich einer aus dieser Würgertruppe vor Carols Haustür aufgelöst hatte, als sein Körper plötzlich aus Schlangen bestand.
Suko wollte seine Beretta nicht einsetzen. Es gab andere Mittel, die Dämonenpeitsche.
Als er die zog, stand der erste wieder auf den Beinen. Schmerzen spürte er nicht. Sein Körper bewegte sich geschmeidig, schon schlangengleich, als befände er sich im Stadium der Verwandlung.
Das wollte Suko nicht abstreiten, und er reagierte deshalb noch schneller.
Er riß die Dämonenpeitsche hervor. Der Kreis war blitzschnell geschlagen, die Riemen rutschten hervor, Suko war in dieser Sekunde kampfbereit, und er hätte auch nicht länger warten dürfen, denn der Würger sprang ihn an, um die Seidenschlinge um Sukos Hals zu zerren.
Der Schlag erwischte den Würger trotzdem. Die drei Riemen klatschten gegen die Arme, berührten auch die Schlinge, und es sah für einen Moment so aus, als wollten sie sich um das Lasso wickeln.

Der Angreifer schrie.

Es waren spitze Schreie, und er hielt dabei den Blick nach unten gerichtet, so konnte er zuschauen, wie seine Hände und auch die Arme als zuckende Stücke zu Boden fielen und dort verfaulten.

Auch der Körper bestand plötzlich aus einem wabernden Gewimmel. Die Schlangen waren zurückgekehrt. Kali hatte ihre Diener gezeichnet, und sie gab ihnen keinen Schutz mehr, wenn sie verloren hatten.

Suko brauchte sich um diese Gestalt nicht mehr zu kümmern. Der zweite war wichtiger.

Wo steckte er?

Auf der Stelle drehte sich der Inspektor herum. Er dachte auch an Carol Deep. Im ersten Moment sah er weder sie noch den Diener der Todesgöttin, aber sie waren da, er hatte sie nicht aus dem Raum laufen sehen. Sie mußten irgendwo sein.

Suko hastete auf das Fenster zu. Er zerrte das schwarze Rollo nach oben. Licht flutete in den Raum und veränderte dessen Aussehen, so daß sich Suko im ersten Moment ziemlich fremd vorkam.

Er sah sie noch nicht, aber er hörte sie.

Und dieses schreckliche Würgen ließ Eiswasser über seinen Rücken fließen.

So hörte sich ein Mensch an, wenn er sich in größter Not befand und kurz vor dem Tod stand…

***

Kali auf der einen und ich auf der anderen Seite!

Urplötzlich standen wir uns wieder gegenüber. Ich hatte dies schon erlebt, aber stets in Variationen. An die echte Totengöttin war ich noch nicht herangekommen, sie schaffte es immer wieder, in ihre Welten zu fliehen, aber auch die Abbilder, die mit ihrem Geist oder ihrem Blut getränkt waren, mußte ich als ungemein gefährlich einstufen. Sie verfügte über eine immense Macht, nicht nur als Dämon, sondern auch in der Realität, denn sie hatte für Rasanis Reichtum gesorgt.

Jetzt wollte sie mich!

Reichte eine geweihte Silberkugel?

Nein, das war nicht möglich. Es ging hier um eine fremde Magie.

Es wäre möglich gewesen, die Heilige Silbe zu sprechen und sie so zu vernichten, aber ich hatte das Kreuz nicht im Moment auf meiner Hand liegen, doch vor mir lag unbeweglich Mandra Korab.

Sein Anblick gab mir die Idee.

Ich dachte an seine sieben Dolche, die er sicherlich nicht zu Hause gelassen hatte. Die Waffen mit den schwarzen Klingen und den blutroten Griffen.

Um an sie zu gelangen, mußte ich meine Hände unter den Körper des

Schwerverletzten schieben. Ich ging auf die Knie, und meine Hand fuhr in Höhe der Hüfte unter dem Jackett entlang.

Gleich zwei Dolche riß ich aus den Scheiden.

Das schien die Todesgöttin zu spüren. War sie vorhin noch eine kleine Figur gewesen, so hatte sie sich plötzlich zu einem mächtigen und mit Magie gefülltes Wesen entwickelt.

Sie bemerkte, daß ich nicht aufgeben wollte. Wie ein Monstrum, das seine Schwingen ausgebreitet hatte, sprang sie vom Schreibtisch auf den Boden, dabei fauchte sie, und plötzlich war sie von einem Flammenumhang umgeben.

Eine brennende Göttin, die auch mich in die tiefste Hölle hineinreißen konnte.

Ich hatte die zwei Dolche.

Sie kam vor.

Und ich holte aus…

***

Nur ein Mensch, der nicht mehr ein noch aus wußte, konnte diese Schreie oder Laute abgeben. Für Suko hatte dieser Mensch einen Namen: Carol Deep. Sie in den Klauen des dämonischen Würgers zu wissen, war für ihn das Schrecklichste, das er sich vorstellen konnte.

Bisher hatten sie es beide geschafft, dem Tod zu entwischen.

Sollte das nun anders sein?

Suko entdeckte die Bewegung an der Tür. Dort mußten die beiden sein. Wahrscheinlich sollte Carol nach draußen in den Flur geschleift werden.

Durch die stinkende Moderwolke des ersten vergehenden Dieners der Göttin sprang Suko hindurch, und das Licht reichte aus, um die beiden zu sehen. Kein Gerät nahm ihm jetzt noch die Sicht. Im Sprung nahm Suko das Bild in sich auf.

Carol Deep lag am Boden. Die verfluchte Seidenschlinge hatte sich tief in ihren Hals gegraben. Ob sie noch lebte, war für ihn nicht festzustellen. Er konzentrierte sich auf den Würger, der das lange Ende der Schlinge mit beiden Händen hielt, als wollte er die leblose Person nach vorn ziehen.

Diesmal schrie Suko.

Er hatte den Würger ablenken wollen, was ihm auch gelang, denn der Kopf des Inders zuckte herum. Da sich sein weißer Turban durch die heftigen Bewegungen gelockert hatte, gelang Suko ein Blick auf den Kopf. Er bekam große Augen, denn er sah, daß die Schädeldecke des Mannes verschwunden war. An deren Stelle befand sich eine runde Öffnung, und in ihr wimmelte es von Schlangen.

Im Fallen schlug er.

Ob der Würger über die Funktion der Peitsche Bescheid wußte, war

nicht zu sehen. Jedenfalls tat er nichts, um den drei auf ihn zufliegenden Riemen auszuweichen. Sie klatschten nicht nur gegen seinen Körper, sondern erwischten auch den Kopf und drangen sogar in die Schädelöffnung hinein.

Auch die Schlangen waren von der immensen Wucht nicht verschont geblieben. Einige von ihnen spritzten aus der Öffnung in die Höhe und wirbelten durch die Luft wie große, dunkle, ölige Würmer.

Der Würger selbst brach zusammen, aber er hielt die verfluchte Schlinge noch fest.

Suko packte seine Handgelenke mit einem Griff, er drückte sie zusammen und spürte, wie die Schlangen unter der Haut zitterten. Im nächsten Augenblick hatten die Schlangen freie Bahn und verteilten sich.

Das lange Band der Schlinge fiel zu Boden, und Suko konnte sich endlich um Carol kümmern.

Er fiel auf die Knie.

Die dunklen Schlangen umtanzten ihn. Sie wischten über den Boden hinweg, aber sie griffen ihn nicht an, denn die Magie der Peitsche sorgte für eine Zerstörung.

Suko zerrte die Schlinge vom Hals weg, was nicht einfach war, denn das dünne Material hatte sich in die ebenfalls dünne Haut des Halses hineingebissen.

Carol Deep rührte sich nicht. Die beiden Würger waren vernichtet.

Sollten sie doch noch gewonnen haben?

Sie lebte!

Suko lachte auf, denn er spürte den leichten Herzschlag. Sie würde es schaffen, das stand fest. Er knüllte die Seidenschlinge zusammen und schleuderte sie voller Wut weg.

Dann zuckte er zusammen, denn durch den Flur gellte ein furchtbarer Frauenschrei.

Waren noch weitere Würger im Bau?

Suko sprang in den Flur hinein, er schaute nach rechts. Vor einer offenen Bürotür stand ein junges Mädchen, umgeben von einigen Aktenordnern, die ihm aus den Händen gerutscht waren. Die Kleine starrte in das Büro, als würde sich dort der Teufel aufhalten.

Der war es nicht.

Aber Suko sah den toten Rodney auf dem Boden liegen.

An der Stellung seiner Augen war zu sehen, daß ihm kein Mensch auf der Welt mehr helfen konnte…

***

Kali war erwacht, aus dem Material hatte sich eine lebende Person gebildet, und sie war damit zu einer Furie geworden, die alles vernichten wollte, was sich ihr in den Weg stellte.

Da stand ich an erster Stelle.
Aber ich hatte Mandras Dolche!
Ich warf den ersten.
Auch wenn ich lange nicht mehr eine derartige Waffe eingesetzt hatte – meinen Dolch besaß ich ja nicht mehr – umgehen konnte ich damit noch.
Ich traf sie!
Der erste der sieben Dolche jagte auf ihre Gestalt zu. Er durchbrach den Feuervorhang, und die schwarze Klinge drang in die Brust, wo auch die Kette mit den Menschenköpfen hing, die mir vorkamen, als wären sie erwacht.
Die Klinge steckte fest.
Kali zuckte.
Brach sie zusammen?
Diese Überlegung schoß mir durch den Kopf, als ich den zweiten Dolch anhob.
Wieder pfiff er durch die Luft und bohrte sich tief in den Körper der Unperson.
Plötzlich schlugen die Flammen von zwei Seiten auf die Gestalt zu. Ich rechnete damit, daß sie das Abbild der Göttin verbrannten, aber sie war einfach zu stark.
Die Flammen verloschen mit zischenden Geräuschen, als hätte jemand Wasser hineingeschüttet.
Kali aber blieb.
Böser, grausamer und schauriger als zuvor. Und es machte ihr nichts aus, daß in der Brust zwei Dolche steckten, selbst deren Macht hatte nicht ausgereicht, um sie zu zerstören. Ich war möglicherweise von einem Denkfehler ausgegangen. Wahrscheinlich brauchte ich alle sieben Dolche, um sie zu vernichten.
Die Zeit ließ mir die Göttin nicht mehr. Denn jetzt wollte sie mich und kam auf mich zu.
Vier Arme standen ihr zur Verfügung, und die konnte sie unabhängig voneinander bewegen. Es war keine besonders angenehme Vorstellung, sich im Würgegriff der Todesgöttin wiederzufinden. So etwas Ähnliches hatte ich schon einmal durchgemacht und wollte es nicht noch einmal erleben.
Die Göttin bewegte sich mit sehr unsicheren Schritten. Ich fragte mich, weshalb sie das tat. Hatten ihr die beiden Dolche trotz allem einen Teil der Kraft genommen?
Die Flammen hielten sich zurück. Mit dem Feuer wollten sie mich nicht fangen. Dafür bewegte sie ihre vier Arme. Es war ein hektisches Auf und Ab, sie griff mit den Klauen zu, aber sie faßte immer ins Leere. Jetzt sah ich auch, daß sich die verfluchten Köpfe an der Kette von selbst bewegten und nicht nur den Gesetzen der Göttin

gehorchten. Mäuler öffneten sich, Zungen streckten sie mir wie graue, dicke Fische entgegen. Ein widerlicher Gestank wehte durch den Raum, als wären hier uralte und tiefe Gräber geöffnet worden.

Das Grauen kam näher.

Ich ließ mich zurücktreiben.

Aber nicht, weil ich Furcht hatte, in meinem Kopf bereitete ich bereits den anderen Plan vor.

An die restlichen fünf Dolche kam ich nicht mehr so schnell heran.

Es blieb also nur das Sprechen der Heiligen Silbe, und ich mußte es einfach schaffen.

Als das Kreuz freilag, zeigte Kali zunächst keine Reaktion. Ob sie überhaupt in der Lage war, es genau zu erkennen, wußte ich nicht.

Ich war auch zu sehr mit mir selbst beschäftigt, denn ich durfte beim Sprechen oder Singen der Heiligen Silbe keinen Fehler begehen, dann würde ich diese Möglichkeit nie mehr bekommen.

Ich riß mich zusammen und versuchte es mit der vollen Konzentration. Ich wollte reden und singen, aber ich brauchte schon eine gewisse Menge an Speichel. Im Moment kam mir der Mund so schrecklich ausgetrocknet vor.

Nur drei Buchstaben.

Aber sie mußten beim Aussprechen die große Einheit bilden und ineinander übergehen.

Ich wartete.

Konzentration!

Gleichzeitig beobachtete ich meine dämonische Feindin. In den großen Augen zeichneten sich Blutstreifen ab, als wären sie das Öl des magischen Motors, der sie noch auf den Beinen hielt. Sie wollte den Sieg. Die Köpfe tanzten an der Kette. Sie schafften es sogar, sich manchmal vom Körper zu lösen und nach vorn zu drücken. Immer wieder fuhren die Zungen aus den Mäulern, und die verfaulte, dunkle Haut auf den Fratzen sah aus, als würde sie jeden Moment abfallen.

Ich blieb eiskalt.

Es kam jetzt darauf an, und plötzlich flatterten meine Nerven nicht mehr. Auf einmal wußte ich auch, wie ich mich verhalten mußte und was ich zu sprechen hatte.

Ich holte Atem.

Jetzt befand sich die Todesgöttin nur mehr einen Schritt von mir entfernt. Die Arme zuckten bereits von verschiedenen Richtungen auf mich zu.

Ich sprach und sang die Silbe. Beschreiben kann man das nicht.

Aus meinem Mund drang ein hoher und gleichzeitig in die Länge gezogener Laut, wohl wissend, daß ich auch eine gewisse Zeitspanne einhalten mußte. Es war alles geregelt worden, nichts wurde dem Zufall überlassen, aber schon beim ersten Ton stand die Todesgöttin

starr.

Ich sang weiter.

Da läutete das Telefon!

Genau in diesem Augenblick, wo es mir am wenigsten paßte, spielte es mir diesen Streich.

Ich war so erschreckt, daß ich den Sprechgesang für einen Moment unterbrach, mir aber gleichzeitig wünschte, daß hier der gleiche Effekt eintrat wie bei dem Diener der Göttin.

Das Telefon tutete weiter.

Ich blieb still – und sah, wie es passierte. Dieser kurze Gesang hatte bereits gereicht. Die Todesgöttin schaffte es nicht mehr, nach mir zu greifen. Ihre vier Hände zuckten zurück. Gleichzeitig fing der Körper an, sich zu drehen. Er blieb dabei auf der Stelle stehen, er drehte sich nur, er wurde schnell, immer schneller, und ich konnte nur auf dem Fleck stehen und staunen.

Kali – leider nicht die echte und uralte – verging. Bei ihrer Drehung entstand eine Fliehkraft, die so stark war, daß ihr Körper auseinandergerissen wurde.

Plötzlich lösten sich die Schädel von der Kette. Sie wirbelten durch das Büro, klatschten gegen die Wände, wo sie zerbrachen und stückweise zu Boden fielen.

Das Telefon tutete nicht mehr.

Ich stand auch längst nicht mehr auf den eigenen Beinen, sondern hatte mich hingehockt und mich mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten, denn noch immer wirbelten Teile des Körpers durch die Gegend, sogar verfolgt von einigen dicken Blutspritzern, die ebenfalls den Teppich und die Wände bedeckten.

Wie lange dieser Vorgang dauerte, war für mich nicht nachvollziehbar. Es gab irgendwann keinen Körper mehr, nur noch einen rauchigen Schatten, der dann zerflatterte.

Ich kam wieder hoch.

An den Wänden klebten schaurige Überreste. Sie stanken widerlich, und genau dort, wo die Dämonin sich gedreht hatte, lagen die beiden Dolche meines Freundes Mandra Korab.

Er brauchte einen Arzt.

Als mir dieser Gedanke durch den Kopf schoß, da wußte ich, daß mich die Wirklichkeit wiederhatte.

Bevor ich noch telefonieren konnte, meldete sich der Apparat abermals.

Diesmal nahm ich ab. »Ja bitte.«

»John?« hörte ich Sukos Stimme.

»Ja, und ich bin okay, aber Mandra nicht. Er braucht einen Arzt. Ich weiß nicht, ob er durchkommt. Alles weitere später.«

Ich legte auf, wählte den Notruf und konnte nur mehr eines für den Freund aus Indien tun.

Hoffen und beten.

Das war bei Rasani nicht mehr nötig. Denn er hatte sein Leben ausgehaucht und lag tot neben dem Schreibtisch…

***

Genau sieben Stunden später!

Suko und ich hatten uns irgendwann getroffen, wir waren auch nicht in unser Büro gefahren, denn dort hätten wir es nicht ausgehalten. Statt dessen hockten wir auf einer harten Wartebank im Krankenhaus und warteten darauf, daß uns jemand ein Ergebnis mitteilte, wie es Mandra ergangen war.

Eine Ewigkeit schien zwischen dem Ende des Falls zu liegen und dem allmählichen Einbruch der Dämmerung.

Ich war von Suko informiert worden, ich wußte auch darüber Bescheid, wie es ihm ergangen war, und wir hofften zugleich für Carol Deep, daß ihr Bericht ein Erfolg wurde und sie damit einige Menschen in verantwortlichen Positionen wachrütteln konnte.

Sie hatte ihn um einen Tag verschoben, denn sie wollte auch noch den Tod des jungen Rodney mit einbauen, um so zu dokumentieren, wie brutal die andere Seite reagierte.

Endlich kam der Arzt.

Er machte einen erschöpften Eindruck und schlich durch den Flur, als trüge er Bleischuhe.

Ich lief ihm entgegen. »Und?«

Der Arzt zerrte seine Haube vom Kopf. Dann nickte er.

»Was soll das bedeuten?«

»Wir haben die Kugel rausgeholt.« Er lächelte. »Wir haben es geschafft, aber fragen Sie mich nicht wie. Sie saß eingeklemmt zwischen Herz und Lunge.«

Ich jubelte innerlich, wollte es aber genau wissen. »Wird er es schaffen, Doktor?«

»Bei seiner Konstitution darf ich davon ausgehen…«

Sekunden später konnte er sich nur wundern. Denn zwei jubelnde und tanzende Männer hatte er auf dem Flur seines Krankenhauses wohl noch nie erlebt…

ENDE